

Valeska Gräfin Bethusy-Huc  
Aus den Chroniken  
schlesischer Städte



R. Knöfel.

Verlag Gebrüder Böhm / Kattowitz

Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000299528

# Aus den Chroniken Schlesischer Städte.

Von

Daleska Gräfin Bethusy-Huc.

---

Mit Buchschmuck von  
Professor Richard Knötel.



EWIAZEK STUDENTOW ARCHITEKTURY  
PRZY AKADEMII GÖRNICZEJ  
W KRAKOWIE

Kattowitz O.-S.

Verlag von Gebrüder Böhme.

1911.



ZWIAZEK STUDIUM W ARCHITEKTUR  
PRZY AKADEMII GÖRNICZEJ  
W KRAKOWIE

## Einleitung.

---

**D**er Zufall spielte mir einst eine alte Handschrift, „Die Chronik von Konstadt“, in die Hand. Ich las zwischen vielem Unwichtigen die schweren Schicksale der Kleinen Stadt in lapidarer Kürze, in naivster Ursprünglichkeit wiedergegeben, las, wie das schwache Gemeinwesen sich doch mit Zähigkeit durch alle Drangsale der Zeiten hindurch erhalten hatte. Der Gedanke kam mir, auch in anderen Stadtchroniken nachzustöbern nach dem, was einst war, und nach dem, wie das Heutige geworden ist. Und weil ich so viel, auch für weitere Kreise Interessantes in den Chroniken fand, begann ich das, was mir am meisten aufgefallen war, aufzuschreiben. Die „Schlesische Zeitung“ brachte diese losen Blätter, und die Blätter fanden so viele Freunde, daß ich mich entschloß, sie zu sammeln und als Buch herauszugeben. Es ist durchaus keine wissenschaftliche Arbeit, die ich hier der Öffentlichkeit übergebe; ich möchte damit nur das Interesse für unsere städtischen Gemeinwesen anregen und damit auch das Interesse für die Eigenart unsres Landes und das Verständnis für unsere Heimat. Mancher

wird mir vielleicht vorwerfen, nicht gründlich, nicht erschöpfend genug vorgegangen zu sein; aber der gründlichen und erschöpfenden Bücher gibt es so viele, daß nur wenige Menschen in unserer schnellebigen Zeit Muße finden können, sich hindurchzuarbeiten. Darum soll dieses kleine Buch in Kürze plaudern von vielem, was viele interessiert, und was gründlich zu studieren doch eben nur wenigen aus Zeitmangel vergönnt ist!

Breslau, Juli 1910.

Daleska Bethusy-Huc.



Konstadt.





reift nur hinein in alter Städte Leben, und wo ihr's packt, da ist's interessant — möchte ich unseren Goethe variieren. Aber mit der Vergangenheit ist's eine eigene Sache. Heißt es von einer Frau, „sie hat eine Vergangenheit“, so macht die Gesellschaft ihr einen Vorwurf daraus, ältere Damen ohne Vergangenheit pflegen mit tugendhafter Entrüstung zu sagen: „Man sieht's ihr aber auch an“, und vorurteilslosere Herren meinen Spuren früherer Schönheit und einen gewissen Charme immer noch zu entdecken. Bei einer Stadt ist es anders. Erstens macht man es ihr zum Vorwurf, wenn sie keine „Vergangenheit“ hat, und zweitens hat sie oft eine, sogar recht weit zurückreichende, aber man sieht es ihr nicht an, und eine Charme ist auch nicht zurückgeblieben. Die Chronik aber, die von dem „Einst“ berichtet, liegt wohlverwahrt im Rathause und wird nicht gelesen. Von so einer Stadt — eigentlich ist's nur ein Städtchen — will ich erzählen. Es liegt in der Stoberebene, durch die heute die rechte Oderufer-Eisenbahn führt. Unendliche Wälder dehnten sich einst hier aus, so daß das ganze Konstädter Ländchen noch in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts den polnischen Namen „der große Wald“ führte. Damals regierten die Pfaffen-Herzöge in Schlesien, die durch ihre Heiraten mit deutschen Fürstentöchtern und durch Besuch deutscher Universitäten den Unterschied zwischen deutscher und slawischer Kultur kennen und die Vorzüge deutschen Wesens schätzen gelernt hatten. Um Gewerbe und Ackerbau in ihren slawischen und noch ganz unkultivierten Besitzungen zu heben, zogen sie deutsche Ansiedler ins Land, und ein solcher, Herr Kunzo mit Namen, ließ sich in „dem großen Walde“ nieder und begann dort Felder und Wiesen anzulegen und Gebäude aufzuführen. Er war der erste Besitzer der später Ellgut und Brinnitze genannten Güter, die lange

Zeit zu Konstadt gehörten. Nun führte aber die viel begangene und befahrene Straße nach Polen durch den „großen Wald“, und Herr Kunzo, der ein unternehmender Mann gewesen zu sein scheint, kam bei dem Herzog Heinrich III. in Schlesien um die Erlaubnis ein zur „Aussetzung einer Stadt“. Die Urkunde beginnt: „Im Namen Gottes. Amen! Alle Sachen und Handel, welche in ein beständig Stand und Wesen verbleiben sollen, werden durch Zeugniß dieses Briefes gestärket und bewahret. Derhalben Wir, Heinrich, von Gottes Gnaden Herzog in Schlesien, bekennen und tun kund allen und jeden der jetzt Wachsenden oder Zukünftigen, daß wir Kunzo, des Wirits Bruder eine Stadt auszusetzen geben in unsren Gütern, die man den „Großen Wald“ pflegte zu nennen usw.“

Der Herzog verleiht der neuen Stadt ausdrücklich das deutsche Recht, das auch 1 und  $\frac{1}{2}$  Meile im Umkreise der Stadt gelten soll, und sagt: „Wir machen auch frei die Polen, wo sie unter dem Gericht des Stadtvoigtes sitzen, von der Straß (Burgwache) und andren polnischen Dienstbarkeiten“. Der Herzog verleiht dem Gründer der Stadt, als erstem Voigt, „mehr Freiheit, daß kein Voigt noch Amtsverwalter oder irgend ein Richter über ihn soll gesetzt werden, ausgenommen unser Recht und Jurisdiktion, die Wir uns in großen Sachen vorbehalten wollen“. Die Gerechtsame des Gründers und seiner Nachkommen als Inhaber der Stadtvoigtei werden ferner bestimmt: „Die weil hundert Huben Land verbleiben der Stadt gehörend, so geben wir vier Huben von diesen dem Stadtvoigt zum „Vorwergk“, darüber soll auch die sechste Hube mit allen Zinsen zum Gericht ihm und seinen Nachkommen ganz frei gehörig sein und der dritte Pfennig vom Gericht in der Stadt und auf den Dörfern. Die Mühlen, so viel es ihrer im Stoberarm haben mag, mit allem Brauch an Fischereien, Holz und andren Nutzungen, soll er frei besitzen,

und so es geschehen mag, bei der Stadt einen freien „Kretscham“. Von den Dörfern soll er zwanzig Eimer Honigs frei bekommen oder „ein Ort Silber“.

Im übrigen wurden die neuen Ansiedler für zehn Jahre von allen Abgaben befreit.

„Alsdann aber“, fährt die Urkunde fort, „sollen sie Uns (den Herzögen) von einer jeden Hube eine halbe Mark Silbers, zween Scheffel Weizen, und eben so viel Korn und Haber jährliche Zinsen abzugeben schuldig sein.“

Die neue Stadt wurde 1294, etwa 20 Jahre nach ihrer Gründung, vom Herzog Heinrich III. an Herzog Heinrich V. von Breslau abgetreten. Dieser wurde aber im Bade von Heinrich III. überfallen und so lange — nach der Urkunde ein Jahr lang — in einem eisernen Käfig festgehalten, bis er auf die Städte Ols, Bernstadt, Namslau, Kreuzburg, Konstadt und Pittschen verzichtete und Heinrich III. nun wieder in den Besitz all dieser Städte kam.

Der Name „Großer Wald“ ist nun aus den Urkunden verschwunden, und aus „Kunzenstadt“ wird späterhin Konstadt.

Im Jahre 1461 wird der Ort aber noch als Kunzenstadt bezeichnet, und weiß die Chronik da von einem „starken Schloß“ zu erzählen, das als äußerst „gefährlich“ galt. Von 1428 bis 1434 hatten die Hussiten im Konstädter Ländchen arg gehaust, und auf die, durch jene herbeigeführte, allgemeine Verwilderung der Sitten will die Chronik es zurückführen, daß ein in dem festen Schloß von Kunzenstadt hausender Raubritter Hans Porschnitz-Zeltsch so große Bedeutung und Macht gewinnen konnte, wie dies offenbar der Fall war. Die Chronik sagt:

„Weil das Schloß sehr fest und ungewinnlich war, verließ sich derselbe Zeltsch darauf, fürchtete niemand, hielt vor einen Spott seine eigen Erbherrn, die Fürsten von Ols, nahm zu an Trutz und Frevel, ward reich, daß er überall Geld auf Wucher auslieh und keine Bosheit war ihm zu

schwer.“ Da zogen am 14. Januar 1461 die Breslauer bei großer Kälte und ganz heimlich aus und beraubten unter Herzog Konrad dem Weißen das Schloß. Da der Überfall unvorbereitet für den Ritter Jeltsch kam, vermochte er sich nur drei Tage lang zu halten, dann wurde das Schloß eingenommen und von Grund aus zerstört. Jeltsch wurde gefangen nach Breslau geführt, und die Chronik behauptet, die „Breslauer machten aber aus dem bösen Mann Jeltsch einen frommen, der lebte darnach zu Ols frömmlich, ehrbahrlich, christlich und starb nach zween Jahren seliglich“. Ein anderer Chronist weiß freilich zu berichten, daß der böse Mann Jeltsch von Kunzenstadt aus der Gefangenschaft entwichen, wieder eingefangen und zuletzt in Breslau hingerichtet worden sei, was den übrigen Nachrichten über ihn wohl mehr entspricht, als das „fromme Leben und seligliche Sterben“. Aus dem Jahre 1487 heißt es dann, daß ein „Heinze von Porschnitz, der ein Sohn des Raubritters Hans Porschnitz-Jeltsch gewesen sei, das „Gut und Halt Kunzenstadt“, das der Herzog von Ols nach Einnahme der Burg eingezogen hatte, käuflich zurück erworben habe. 1495 kam der Besitz durch Heirat einer Tochter des Heinze Porschnitz an Hans von Posadowski und verblieb 300 Jahre lang in dieser Familie. Aus der Bezeichnung Gut und „Halt“ Kunzenstadt soll hervorgehen, daß die Stadt ein Stationsort für den Handel mit Polen und als solcher von einer gewissen Bedeutung war. Übrigens befindet sich im Inventarium der evangelischen Kirche noch eine silberne Hostienschachtel, welche in getriebener Arbeit auf dem Deckel das Bild der Burgruine zeigt, ebenso ist im Stadtwappen eine Burg, aus deren Tor Feuer hervorkommt, zu sehen, was wohl auf die Einnahme der Raubfeste hindeuten mag.

1588 kam eine schwere Zeit für das ganze Konstädter Ländchen. Nach dem Tode des Königs Stephan Bator von Polen waren König Sigismund von Schweden und

Erzherzog Maximilian von Osterreich für den erledigten Thron in Vorschlag gekommen. Es kam zwischen beiden zu blutigen Fehden, und in einer Schlacht bei Pittschen wurde Maximilian geschlagen und gefangen genommen. Zügellose polnische Herden ergossen sich infolge dieser Kämpfe mordend und plündernd über das, durch deutsche Kulturarbeit, aufblühende Land, und nach der Schlacht von Pittschen berichtet die Chronik von 200 Bränden im Umkreise der Stadt, die ebenfalls geplündert und verbrannt wurde.

1602 begab sich „Herzog Carl“ — leider fehlt die nähere Bezeichnung — in „eigener Person“ nach Konstadt, um in einer Teilungsangelegenheit zwischen dem Rat der Stadt und dem Erbherrn Adam von Posadowski zu vermitteln und den fortwährenden Streitigkeiten ein Ende zu machen. Später wurde auch Konstadt in die Wirren des 30jährigen Krieges hineingezogen, und 1627 entstand infolge einer Soldatenhochzeit, „da die vollen Brüder mit brennenden Lichtern auf der Spreu gewesen“, eine Feuersbrunst, die 124 Häuser, Kirche und Rathhaus einäscherte. 1633 wird berichtet, daß „200 Krabaten (Kroaten) bei Konstadt erlegt worden seien“, worauf die Kaiserlichen aber eingedrungen wären und die Stadt rein ausgeplündert hätten. Die Not scheint in dieser Zeit aufs höchste gestiegen zu sein, denn von 1630 bis 1634 wütete neben allen Kriegsschrecken die aus Polen eingeschleppte Pest in ganz Schlesien, und die Hungersnot war im Konstädter Ländchen so groß, daß Eltern ihre Kinder und Kinder ihre Eltern töteten. Als der Westfälische Friede 1648 der Kriegsnot ein Ende machte, war Konstadt so heruntergekommen, daß es, zumal die Verkehrsverhältnisse sich änderten, ein kleiner und unbedeutender Ort blieb. Aus den Bittschriften der Zünfte um Erneuerung ihrer Privilegien, da ihre Papiere in den Kriegzeiten verloren gegangen waren, geht hervor, daß vor 1618 viele Fleischbänke in Konstadt bestanden, was immerhin

auf einen starken Verkehr schließen läßt, da das umliegende Land seinen Fleischbedarf selbst produzierte und nicht in der Stadt kaufte. Auf wieviel Einwohner Konstadt nach dem Kriege reduziert war, geht aus der Chronik nicht hervor, doch kann man sich eine ungefähre Vorstellung davon machen, wenn man bedenkt, daß in Schlesien nach dem Westfälischen Frieden 200 000 Menschen weniger wohnten als bei Ausbruch des Krieges und daß es in der Stadt Ohlau z. B. nur noch 20 Bürger gab. Die Sitten jener Zeit illustriert eine Geschichte, die zwar nicht in der Chronik enthalten ist, als mündliche Überlieferung aber bewahrt wird. Nach dem Friedensschluß kehrten danach zwei Brüder von Posadowski nach ihrem Stammgut Konstadt-Ellgut-Brinnitze zurück und fanden es so verwüstet, daß sie meinten, beide nicht mehr darauf bestehen zu können. Sie beschloßen daher, ein Gottesurteil darüber entscheiden zu lassen, welcher von ihnen fortan der Grundherr sein sollte. Im Brinnitzer Wirtschaftshofe befand sich ein tiefer, im Viereck ummauerter Brunnen. Beide Brüder wollten mit ihren Reitpferden darüber hinwegsprennen. Gelang es beiden, so wollten sie sich vertragen, verunglückte einer, so sollte der andere Grundherr sein. Der Jüngere fiel in den Brunnen und sein Grab wurde noch vor zwanzig Jahren in Brinnitze gezeigt, bis eine romantische Schlossfrau es öffnen ließ. Es fand sich nur noch ein Reiterstiefel darin, dessen Sporn den Schreibtisch der Dame dann geschmückt haben soll.

Trotz aller schweren Schädigungen scheint nach dem Kriege das Schuhmacherhandwerk und ein von den Schuhmachern schwungvoll betriebener Handel mit Leder, das in Konstadt gegerbt wurde, aufgekommen zu sein, denn im Jahre 1679 führten die Breslauer Gerber einen großen und kostspieligen Prozeß gegen die Konstädter, der mit der Niederlage der letzteren endete, so daß ihnen das Recht, Häute zu gerben und zu verkaufen, entzogen wurde. Die

Chronik sagt: „Und also ist ihnen dadurch das Brot vor dem Munde benommen“. Dazu kamen die doch recht drückenden Abgaben und persönlichen Dienstleistungen der Bürger an den Grundherrn. Im Jahre 1743 heißt es in einer Beschwerdeschrift der Zünfte: „Der v. Posadowski fordert von ihnen, daß ihre Jüngsten ihm zu Dienste sein sollten bei'm Zurichten des Holzes, bei'm Fischen und allerlei Robothen. Auch habe er die „Jüngsten“ gezwungen, bei kaltem Wetter und nur zum „Spectacle“ Teiche zu fischen und bei Hochzeiten, Kindtaufen und Banketten aufzuwarten.“

Diese „Robothen“ wurden erst 1808 abgelöst. Es zeugt wohl für die Widerstandskraft deutscher Kleinbürger, daß das Städtchen trotz aller Anstürme, die seine Existenz bedrohten, sich behauptete, allen Schwierigkeiten zum Troße.


Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war Konstadt sogar der gesellige Mittelpunkt für die Großgrundbesitzer des Kreuzburger, Rosenberger und Lubliner Kreises, die hier eine stark besuchte sogenannte „Adlige Ressource“ gegründet hatten, und die Konstädter Bälle, freilich aber auch die dortigen Spielabende, hatten einige Jahrzehnte hindurch eine gewisse Berühmtheit. Noch heute hat das Städtchen für die Umgegend eine Bedeutung durch seine großen, auch von weiterher beschickten Flachsmärkte, und auch die Industrie beginnt sich fleißig dort zu regen. In einer Flachsspinnerei wird ebenso emsig gearbeitet wie in den drei Dampf Sägemühlen, eine Hefenfabrik und eine Molkerei sind ebenfalls am Ort. Die stattlichen Fabrikgebäude und die hübschen dazu gehörigen Villen dienen der Stadt zum Schmuck, und niemand von ihren Einwohnern denkt wohl heut noch an die schweren Leidenszeiten, die ihre Existenz einst bedrohten und von denen heut nur noch die Chronik berichtet.





Gleiwitz.



tädte haben ihre Schicksale wie die Menschen, und wie diese haben sie auch ihre Individualitäten. Da gibt es Aristokraten, die der Glanz der Vergangenheit noch wie eine Aureole umfließt, Philister, die weder den Drang noch das Zeug zur Fortentwicklung haben, Dichter, die mit verträumten Augen in ein stilles Bergtal blicken, und starke Individualitäten, die sich kraftbewußt auswachsen weit über die Grenzen hinaus, zwischen denen die meisten ihresgleichen stecken bleiben. Gleiwitz ist ein Self-made-man. Aus kleinen Anfängen hervorgegangen, zwischen dem 12. und 13. Jahrhundert „ausgesetzt“ und durch Jahrhunderte als kleine Stadt ein dunkles Dasein führend, hat es in den letzten Jahrzehnten einen derartigen Aufschwung genommen, daß es die anderen oberschlesischen Städte weit hinter sich läßt und längst nicht mehr als kleine Stadt bezeichnet werden kann. Mitten im oberschlesischen Industriebezirk gelegen, von tüchtigen, weitblickenden Bürgermeistern geleitet, geht es mit Riesenschritten vorwärts. Als Industriestadt besitzt es eine Getreidebörse mit lebhaftem Verkehr nach Oesterreich und Rußland und eine Reichsbank mit Milliarden-Jahresumsatz. Dem allgemeinen Aufschwung entsprechend geschieht für die angenehmere Lebensführung der Bewohner jetzt alles, was man von einer großen Stadt erwarten kann. Im Jahre 1890 hatte Gleiwitz 19 667 Einwohner — heut hat es deren fast 67 000 und neben seinen großen industriellen Anlagen und Volkswohlfahrtseinrichtungen beginnt es nun auch für das zu sorgen, was das Leben verschönt und geistig reicher macht. Die Promenaden werden vergrößert, Volksbibliotheken und Musikvereine entstehen, und seit 1905 besitzt Gleiwitz auch sein Museum, das durch den Amtsgerichtsrat Schiller und den Pfarrer Chrząszczyz ins Leben gerufen, schon jetzt überraschend vielseitig und gut ausgestattet ist und nicht nur der heimischen

Industrie von ihren Ursprüngen bis zur höchsten Vollendung Rechnung trägt, sondern auch die Kunst und das Kunstgewerbe berücksichtigt. Nach dieser Hindeutung auf das heutige Gleiwitz schlagen wir die Chronik auf und lassen uns von dem erzählen, was einstmals war. Die älteste Urkunde, in der der Name Gleiwitz (wahrscheinlich von Chliwce, Stall, hergeleitet) vorkommt, ist vom Jahre 1276, und darin nennt Graf Peter von Slawentaw die Stadt als in der Nähe seines Dorfes Sobischowitz gelegen. Seit 1343 wurde der Peterspfennig in Gleiwitz erhoben, und aus der daran geknüpften Berechnung geht hervor, daß Gleiwitz um diese Zeit nicht mehr als etwa 288 Einwohner gehabt haben kann. Die Schicksale dieses kleinen Gemeinwesens sind im 14. Jahrhundert zu wenig verschieden von dem anderer kleiner Städte, um sie zu wiederholen. Aber von den Hussiten, mit denen Gleiwitz viel zu tun hatte, möchte ich doch ausführlicher berichten. Am 6. Juli 1415 war der Prager Universitätslehrer und Prediger Johann Huß auf dem Scheiterhaufen gestorben, und an den Funken dieses Feuers hatte sich der furchtbare Aufstand entzündet, der bald ganz Böhmen in Flammen setzte und dann nach Schlesien übergrieff. Waren es anfangs Kirchenlehren, die die Gemüther erregten, so gesellten sich bald politische und nationale Tendenzen hinzu. Die verschiedensten Fürsten mischten sich, in Vertretung von allerhand Sonderinteressen, hinein, der Brand wurde ein allgemeiner und verwüstete einen großen Teil schlesischer Städte. Im März 1430 brach eine Schar von 10 000 Fußgängern und 1200 Reitern unter Anführung des Polen Puchala, von Mähren kommend, in Schlesien ein, durchzog das Troppauische, ohne viel Schaden anzurichten, da der Troppauer Herzog einen besonderen Vertrag mit den Hussiten schloß, und verwüstete dann Ratiborer und Coseler Gebiet. Oberhalb Cosels vereinigten sich diese wilden Scharen mit einem polnischen

Freikorps, das der Prinz Sigmond Korybut von Krakau nach Schlesien geführt hatte, und am 17. April fiel Gleiwitz in die Hände der Hussiten. Der Chronikschreiber Martin von Bolkenhain berichtet, die Stadt sei ausgezehrt, ausgeheert und ausgebrannt worden, was aber nicht ganz zutreffen kann, denn Prinz Korybut setzte sich hier fest und machte Gleiwitz zur Residenz und zum Mittelpunkt seiner Unternehmungen, d. h. er brandschatzte von hier aus das umliegende Land. Nur Beuthen wurde verschont; es heißt, eine Gesandtschaft edler Frauen habe durch Bitten und Geldgeschenke die Stadt Beuthen freigemacht. Der Herzog Bolko von Oppeln, der sich um diese Zeit den Hussiten angeschlossen hatte, warf sich im Auftrage des Führers Puchala auf Kreuzburg, und Puchala setzte sich dann dort fest. Das hussitische Hauptheer zog bei Krappitz über die Oder auf Grottkau zu, nahm drei Burgen, von denen die eine, Märzdorf, dem Herzog Bolko von Oppeln zur Bewachung übergeben wurde, nahm Nimptsch ein und zog sich dann beutebeladen nach Böhmen zurück. Prinz Sigmond Korybut hatte inzwischen weitgehende Pläne gesponnen. Er wollte nichts geringeres als den Traum vom großslawischen Reiche verwirklichen, dessen Residenzstadt — Gleiwitz werden sollte. Zur Ausführung seines Planes beschloß er, die tschechischen Hussiten und die Polen auf religiöser Grundlage zu vereinigen und zu diesem Zwecke ein „Religionsgespräch“ in Krakau zu veranstalten. Er setzte es auch durch, daß ihm freies Geleit und das Erscheinen des Königs von Polen und der hohen Geistlichkeit für den 14. März 1431 zugesagt wurde. Aber die Raublust seiner Leute vernichtete seine stolzen Pläne, denn kaum hatte er sich auf den Weg nach Krakau begeben, so veranstalteten seine zurückgebliebenen Scharen einen fröhlichen Raubzug nach dem polnischen Kloster Lechnicz am Donajec. Als Korybut in Krakau ankam, empfing ihn der Bischof

Zbygniew wutſchnaubend und hielt ihm den Plünderungszug ſeiner Gleiwitzer Leute vor, die übrige Geiſtlichkeit ſtand wie ein Mann hinter dem entrüſteten Biſchof, und Prinz Korybut mußte unverrichteter Sache nach Gleiwitz zurückkehren. Dort hatten ſich inzwiſchen die Dinge gewaltig verändert. Herzog Konrad der Weiße von Ols hatte mit Hilfe des Gleiwitzers Bernard Roth, der ihm die Tore öffnete, die Stadt erſtürmt und die polniſche Beſatzung niedergemacht oder gefangen. Korybut, der ahnungslos zurückkehrte, wurde von einigen überlebenden Getreuen gewarnt und entkam durch die Flucht. Trozdem blieb die Furcht vor den Huſſiten ſo groß, daß der Herzog von Ols ſeine Reſidenz ſelbſt in Brand ſteckte, um zu verhindern, daß die Huſſiten ſich hier ebenſo feſtſetzten wie in Gleiwitz, Kreuzburg und Nimptſch. 1432 wurde von den ſchleſiſchen Fürſten ein zweijähriger Waffenſtillſtand mit den Heerführern der Huſſiten geſchloſſen. Trozdem wurden von dieſen noch verſchiedene Raubzüge unternommen. Und auch nachdem Puchala in Kreuzburg kapitulirte und endlich im Jahre 1435 Ottmachau und Nimptſch durch eine größere Geldſumme von den Huſſiten abgenommen worden und die Huſſitenkämpfe damit als abgeſchloſſen gelten konnten, ſo waren die Sitten durch dieſe jahrelangen Kriegsnöte ſo verroht, daß Schleſien noch lange an den Nachwehen zu leiden hatte.

1532 ſtarb der letzte Piaſt, Herzog Johann von Oppeln, und Oppeln und ſomit auch Gleiwitz kam in den Pfandbeſitz des Markgrafen Georg von Brandenburg, dem ſein Sohn Georg Friedrich bis 1551 folgte. Dieſer tauſchte das Herzogtum Oppeln gegen das Fürſtentum Sagan ein, und Oppeln wurde in Gemeinſchaft mit dem Herzogtum Münſterberg an die Witwe Jagolyas, Königin Iſabella von Siebenbürgen, verpfändet, die 1552 Oppeln zu ihrer Reſidenz machte. Dieſe Königin ärgerte durch allerhand

Übergriffe den eigentlichen Herrn des verpfändeten Herzogtums, den Kaiser Ferdinand so, daß er einen Landtag nach Oppeln berief, sich dort den Treueid der Stände schwören ließ und den Pfandbesitz beseitigte. Nun, unter Ferdinands direktem Regime wurde das Herzogtum Oppeln so organisiert, wie es bis 1740 verblieb. Inzwischen wurden Gleiwitz und die dazu gehörigen Ortschaften 1558 noch einmal versezt und zwar an Friedrich Zettritz, der aber die Stadt so arg bedrückte, daß diese beim Kaiser vorstellig wurde und darum bat, die umliegenden Güter selbst pachten zu dürfen, was ihr auch gegen eine höhere Pachtsumme bewilligt wurde. So war Gleiwitz kaiserliche Immediatstadt geworden. Die ältesten Gebäude, das um 1409 erbaute Trinitatishospital und die etwa gleichzeitig erbaute Pfarrkirche zu allen Heiligen beweisen, daß Gleiwitz damals schon eine Stadt von einiger Bedeutung war. Dennoch stellt sich die Zahl der bürgerlichen Häuser nach einem Grundbuch von 1534 erst auf hundertsechsfundfünfzig.

Im selben Jahre gab der Magistrat vier Gulden auf „Besserung des Pflasters“ aus. Dagegen besaß Gleiwitz damals drei Badstuben, ein Lurus, den sich weder Oppeln noch Ratibor in solcher Fülle gestatteten.

Einige Bestimmungen aus den Statuten der damaligen Bäckerinnung sollen hier eingefügt werden, die geeignet sind, die Hausfrauen von heut neidisch zu machen, z. B.: „Der Meister, welcher das vierte Mal zu kleines Brot oder Semmel bäckt, soll einen Monat sein Handwerk nicht ausüben“. „Wenn einer dem andern ein Gesinde abwendig macht, verfällt er in eine Strafe von achtzehn Groschen usw.“

1570 setzten sich die Jesuiten in Schlesien fest, um gegen die Verfekerung der Gemüter durch die Reformation zu Felde zu ziehen. Ein Brief des Bischofs Andreas von Breslau bekundet, daß Bürgermeister, Rat und Gemeinde

der Stadt Gleiwitz gebeten hätten, „um eine Ansteckung an der kezerischen Seuche zu verhüten, daß niemand in die Reihe und Zahl der Bürger aufgenommen werden solle, wenn er nicht das Glaubensbekenntnis ablegt: unter einer Gestalt das Abendmahl zu nehmen, Bücher und Bilder der Kezer zu entfernen, die Söhne nur in katholischen Schulen erziehen zu lassen usw.“ Anfang des 17. Jahrhunderts wurden die beiden Söhne des Gleiwitzer Rathsmannes (vielleicht Bürgermeister) Stradonius Priester im Orden der Gesellschaft Jesu, und bald darauf werden noch zwei Gleiwitzer, Wilhelm Fröhlich und Johannes Stephetius, als Mitglieder des Ordens genannt.

1601 brannte die ganze Stadt nieder, so daß sie die Wohltätigkeit der Nachbarschaft in Anspruch nehmen mußte und aus dieser Zeit vornehmlich Schuldverschreibungen der Stadt erhalten sind. Viel Zeit zum Erholen hatte die Stadt nicht, denn die Wirren des dreißigjährigen Krieges standen schon vor der Thür, und am 5. Januar 1625 verleiht Kaiser Ferdinand II. der Stadt Gleiwitz zu ihren früheren Märkten noch einen Jahrmarkt und Wochenmarkt hinzu, an acht aufeinanderfolgenden Tagen abzuhalten und ausdrücklich „zur Aufbesserung ihrer mageren Nahrung, und besonders weil sie vor nicht lange verflossenen Jahren nicht wenig Schaden vom Kriegsvolk genommen“. Dieser „Schaden“ sollte aber noch viel größer werden, denn im August des Jahres 1626 erschien ein Teil des Mansfeldschen Heeres vor Gleiwitz. Die Stadt leistete heldenmütigen Widerstand, und als die eine Vorstadt von den Belagerern genommen und zerstört wurde, brannten die Bürger die andere, „die Beuthener Vorstadt“, selbst nieder und behaupteten sich in der Festung, so daß die Truppen des Mansfeld unverrichteter Sache abziehen mußten. Sie kamen aber noch öfter wieder, und in der kaiserlichen Bestätigung der Privilegien von 1628 wird ausdrücklich erwähnt: „Daß die Gleiwitzer

bei dem jüngsten, in das Land Schlesien, von dem Achter, so sich Ernesten Mansfelden genannt und seinem feindlichen Anhang geschehenen Kriegsanzug, vom Feind zum öfteren mit Kriegsmacht überfallen und mit Sturm angegriffen worden, sich aber jederzeit getreu und standhaft gezeigt und hierdurch den Feind allezeit abgetrieben“. Aufzeichnungen des Magistrats aus der Hälfte des 18. Jahrhunderts erzählen, daß bei der Belagerung von Gleiwitz die Frauen besonders tätig in der Vertreibung des Feindes gewesen wären, indem sie Hirsebrei mit Pech gekocht und mitsamt den Töpfen auf die Köpfe der anstürmenden Feinde geworfen hätten, was diese so „verwirrt“ habe, daß sie von den Sturmleitern hinunter fielen. Als nun die Mansfelder einen Gesandten in die Stadt schickten, um wegen der Übergabe zu verhandeln, stellten die Frauen allenthalben in die weitgeöffneten Hausflure große Krauttonnen, die sie umdrehten und deren nach oben gefehrten Boden sie dick mit Hirse bestreuten, so daß die vorüberziehende Gesandtschaft glaubte, es seien noch unermessliche Vorräte von Lebensmitteln in der Stadt. Auf dem Rathause erklärten die Bürger, daß sie sich nie ergeben würden. Der Angriff begann daher von neuem, bis der Mansfeldische Hauptmann mit einem silbernen Knopf von einem Bürger erschossen wurde, so daß die Feinde die Belagerung aufgaben. Nachdem die Mansfelder abgezogen waren, kamen Landleute in die Stadt und erzählten, sie hätten die Belagerer in ihren Bivaks sprechen hören: Über Gleiwitz hätten sie in einer lichten Wolke die heilige Jungfrau gesehen, die ihren Mantel über die Stadt ausgebreitet habe. Da verpflichteten sich die Gleiwitzer, jedes Jahr eine Dankprozession nach Czenstochau zu unternehmen, eine Sitte, die sich bis in unsere Zeit erhalten hat, nur daß die Dankprozession späterhin nicht mehr nach Czenstochau, sondern nach St. Annaberg ging.

Mit dieser Belagerung waren aber die Drangsale, die der dreißigjährige Krieg mit sich brachte, für Gleiwitz nicht abgeschlossen. Die Chronik berichtet noch von vielen Einquartierungen, Brandschätzungen und Kriegsungemach. Selbst der Westfälische Friede befreite Oberschlesien noch nicht von feindlichen Truppen, und erst 1650 sind die letzten Schweden abgezogen. 1649 heißt es noch: „Gleiwitz erlitt viel von den Schweden und als man nur ein wenig respiriret, hat sich ein gewisser polnischer Oberst Leschzinski mit 6 Regimentern hier eingefunden und die Stadt 14 Wochen ausgezehret, mithin 40 tausend Thaler Schaden getan“.

Im Jahre 1683 kam Johann Sobiesky auf seinem Zuge nach Wien durch Oberschlesien. Darüber berichtet der erste Bogen der Schlesischen Zeitung, der am 1. Juni dieses Jahres erschien, unter dem Titel: „Neu ankommender Krieges-Currier, welcher wöchentlich Nachricht erteilt, was zwischen den christlichen und türkischen Kriegswaffen passieren und verlaufen tut“. Der Berichtserstatter schreibt: „Daß demselben so lange nicht geschrieben, ist unser stets Herumreisen Ursach, sintemalen wir in die 14 Tagen wegen des Königs von Polen allhier in Ratibor und zu Gleiwitz aufwarten müssen, allwo meines Herrn Grafen Johann Georg von Oppersdorf Herr Vater als Landeshauptmann ihn mit den Ständen noch hinter Gleiwitz auf der polnischen Grenze empfangen, welche Ovation der hiesige Landeskanzler Herr Baron Johann v. Welczek auf Laband tat, der Adel aber, wie ingleichen unser ganzer Hoffstaat haben ihn bis nach Gleiwitz wohl ausgestaffiret eingeholt. Der König kam in einer Berlinischen Kalesse mit sechs Falben bespannt bis in den Ort, wo er empfangen war, und saß bei ihm der obriste Stallmeister, neben ihm der ältere Prinz zu Pferde, sammt dem jungen Grafen Dönhoff“ usw. „Sobald er aber angekommen hat er sich zu Pferde gesetzt und wir ihn bis nach Gleiwitz begleitet,

wo er über Nacht bei denen Patribus Franciscanis blieben, die völlige Armee aber, welche sich in die fünfzigtausend Mann erstreckte sammt 28 Stücken (Kanonen), welche in seiner Ankunft losgebrannt wurden, campirten bei Gleiwitz, welche die schönsten Zelte hatten und habe meine Tage nicht mehr Bagage gesehen, indem über 6000 Wagen gewesen; was die Polen für schöne Pferde gehabt, kann ich nicht beschreiben.“ Später wird Johann Sobiesky beschrieben: „Der König ist ein sehr fetter Herr und von trefflichem Ansehen, hatte einen blau goldstückenen Unterrock an, worüber er in einem blauen Bande einen trefflichen Stern von Diamanten trug, welcher unschätzbar, darüber einen braunen Rock von schönem holländischen Tuch und auf der linken Seite eben einen Stern von lauter Perlen, wie die großen Erbsen, auf der rechten Seite aber eine große goldene Ketten allwo er ein goldenes Büchlein daran hatte, auf dem Haupte eine scharlachne, schöne zobelne Mütze, hat aber alleweil mit entblößtem Haupte gefessen.“

Im Fürstentagschluß vom 29. März 1688 heißt es, daß „der Durchmarsch der polnischen Auxiliarvölker zur Entsetzung der Residenzstadt Wien überaus kostbar gewesen und das Land davon ganz erschauriret worden“. Als Kuriosum soll hier noch erwähnt sein — und als Zeichen für die Regsamkeit der Gleiwitzer Geistlichkeit — daß zwei Mitglieder des Sobieskyschen Hofes, nämlich ein Araber und ein kalmückischer Schiite, hier getauft wurden.

In den folgenden Jahrzehnten hatte Gleiwitz unter Feuersbrünsten und Hungersnot wiederholt zu leiden, und 1740 wurde es wegen rückständiger Steuerreste sequestriert. In dieser Not ließ Herr von Larisch der Stadt 1333 Taler 8 Silbergroschen, womit die Steuerreste getilgt wurden. Gleiwitz wird damals als eine der ärmsten oberschlesischen Städte bezeichnet, und das änderte sich zunächst auch nicht unter der preußischen Verwaltung. Im Urbar von 1750

steht: „Die Königl. Immediat- und Kreisstadt Gleiwitz ist ziemlich wohl, doch auf altväterische Art gebaut, mit einer schon alten Mauer und Wall umgeben und hat zwei Thore mit Thürmen und zwei Vorstädte. Es sind in der Stadt 262 bewohnte und zwei ledige Häuser und acht und zwanzig wüste Stellen. Ohne die Garnison hat es 1199 Einwohner.“

Noch im Jahre 1788 bittet der Magistrat den König Friedrich Wilhelm II. um ein „Gnadengeschenk“ für die Stadt und beklagt sich über die Nachteile, die der Stadt aus dem, in demselben Jahre begründeten Königlichen Hüttenwerke entstanden. Und doch ging von diesem Hüttenwerk der erste Anstoß aus, der das armselige polnische Städtchen zu einem blühenden, reichen Gemeinwesen umgestalten sollte. Die Industrie war mit diesem Hüttenwerk in die oberschlesische Wildnis eingerückt, und tausende von fleißigen Menschenhänden begannen die Urwälder zu lichten und dem Boden seine verborgenen Schätze abzugewinnen. 1796 wurde in Gleiwitz der erste Steinkohlen-Hochofen auf dem Kontinent in Betrieb gesetzt, und von da an hebt sich stetig die Einwohnerzahl des Städtchens. Schon in den zwei folgenden Jahren kommen Kupolo- und Flammöfen in Betrieb und entstehen eine Bohrhütte, Modelltischlerei, Schmiede und Schlosserei und die Gießerei ist in raschem Steigen begriffen. 1804 lieferte die Gleiwitzer Eisengießerei die ersten zwölfpfündigen Kanonen nach englischer Art. 1806 wurde der Klodnitz-Kanal von Laband aus schiffbar gemacht und das erste Schiff ging mit oberschlesischen Gußwaren beladen nach Breslau. In den Jahren 1809 bis 1811 wurden 139 Stück Geschütze von dem Gleiwitzer Werke abgeliefert. 1813 war die Gießerei in so starkem Betriebe wie nie zuvor. Nach dem Kriege wurde die Herstellung von Kanonen und Munition durch die Fabrikation friedlicherer Gebrauchsartikel abgelöst. Die

Kanalbauten, welche die Verbindung mit der Oder herstellten, wurden immer mehr erweitert, und im Frühjahr 1823 kamen die ersten Oderschiffe herauf, um die in der Gleiwitzer Hütte gegossene Brücke nach Potsdam abzuholen. Gleich im nächsten Jahre wurde die Weidendammer Brücke für Berlin bestellt. Neben der Eisenindustrie, für deren energischen Betrieb selbst die oberschlesischen Wälder nicht lange ausgereicht hätten, kam der Kohlenbergbau immer mehr in Aufnahme, und außer den erweiterten Kanälen sorgte nun die oberschlesische Eisenbahn für die Verbindung der sich ungeahnt schnell und kräftig entwickelnden Industrie mit der Außenwelt. 1847 wurden auf den Gleiwitzer Werken schon 2538 Personen beschäftigt und die inzwischen begründete Knappschaftsschule besuchten 269 Kinder.

Nach dem bei dem Gleiwitzer Werk so glänzend gelungenen Betriebe der Hochöfen mit Koks schritt der tätige Minister von Reden zur Gründung der Königshütte, und bald wurden allenthalben, wo es Eisen und Kohle gab, ähnliche Anlagen ins Leben gerufen. Nun begann auch die Privatindustrie ihre Tätigkeit. Aus Westfalen kam Wilhelm Hegenscheidt mit einem Stamm westfälischer Arbeiter 1852 nach Gleiwitz und begründete hier eine Draht- und Kettenfabrik, an die sich schon in den nächsten zwei Jahren ein Drahtwalzwerk, eine Drahtnägelfabrik und Drahtseilfabrik angeschlossen. W. Hegenscheidt war der erste, der die obigen Artikel in Schlesien fabrizierte, bis ihm im Jahre 1865 in dem Drahtwalzwerk von Heinrich Kern & Comp. eine Konkurrenz erwuchs. Später wurden die Werke vereinigt und in die Aktiengesellschaft „Oberschlesische Eisen-Industrie“ umgewandelt. 1867 entstanden das Röhrenwalzwerk von S. Huldshinsky & Söhne, die Chamottefabrik von Didier & Comp., die Glashütte von Scharff, die Ölfabrik von Jakob Weß und viele andere. Wo die Industrie so rege war, mußte auch bald der Großhandel Bedeutung gewinnen.

Im Jahre 1849 kam Emanuel Friedländer von Groß-Glogau nach Gleiwitz. Seine hauptsächlichste Tätigkeit verlegte er darauf, dem Absatz der oberschlesischen Kohle neue Gebiete zu erschließen. Es gelang ihm, den größten Teil der in Oberschlesien gewonnenen Kohle zu vertreiben und ihr Eingang in wichtige Konsumtionsstädte, wie Berlin und Wien, zu verschaffen. Sein Sohn ist der in weiteren Kreisen bekannte Fritz von Friedländer-Guld, dessen Palais am Pariser Platz in Berlin neben der französischen Botschaft steht.

Mit der steigenden Wohlhabenheit der Stadt machten sich auch steigende geistige Ansprüche bemerkbar, und schon 1810 richtete der Magistrat ein Bittgesuch an den König: In dem Gebäude des inzwischen aufgehobenen Franziskanerklosters ein Realgymnasium für die Stadt und Umgegend stiften zu wollen. Aber erst im Jahre 1816 ging dieser Wunsch in Erfüllung, vorzüglich durch das unermüdlige Betreiben dieser Angelegenheit durch den Erzpriester Siegmund. Das Gymnasium blühte schnell empor und gewann für Gleiwitz eine große Bedeutung. Unter seinen Leitern sei hier besonders der Direktor Karl Nieberding genannt, der länger als 25 Jahre an der Spitze der Anstalt stand und den Gleiwitz zum Ehrenbürger machte. Wie die Stadt dann immer mehr aufblühte und vorwärts kam, ist schon anfangs erwähnt, und als echter Self-made-man kann Gleiwitz sagen:


Hinter mir dunkel,  
Vor mir Tag —  
Wer weiß, was da noch werden mag?

---



Beuthen O. S.




 an nimmt an, daß der Kern, um den das alte Bytom entstand, der ovale Hügel Sutuhalı ist, auf dem sich heute die kleine Kirche von St. Margareth befindet. Die Sage erzählt von einem polnischen König, der hier ein Jagdschloß erbaut habe, was wahrscheinlich in Zusammenhang zu bringen ist mit der Bemerkung in der Schlesiſchen Chronik von Schickfuß: „Boleslaus I. bauete etliche Schlöſſer und Feſtungen an den Grenzen vor feindlichem Anlauf und richtete eine Defenſionsordnung ein.“ 1178 wird die Stadt urkundlich als ſolche bezeichnet (Kloſes Briefe), und in einer Beſtätigungsurkunde des Papſtes Gregor IX. 1229 wird Beuthen mit „zwei Krügen und dem Marktrecht“ als Beſitzung des St. Petri-Kloſters zu Zinięc bei Krakau genannt. Mitte des 13. Jahrhunderts wurde es mit Mauern und Wällen umgeben und auf deutſches Recht geſetzt. Der Name Bytom, der ſich in den alten Urkunden für Beuthen findet, mag von dem ſlawiſchen byti, bydz — ſo viel wie Wohnen, Dortſein, Bauen — herkommen. Die Schreibweiſe „Beuthen“ wurde um die Mitte des 15. Jahrhunderts allgemein. Der älteſte Abdruck des Stadtsiegels mit dem ſchwebenden Adler findet ſich an einer Verkaufsurkunde aus dem Jahre 1546 und das gleichzeitig geführte Schöpſpenſiegel ſchon an einer ſolchen aus dem Jahre 1483. Das Schöpſpenſiegel iſt dadurch beſonders intereſſant, daß es einen Bergmann in gebückter Stellung, mit einer Keilhauę in der Hand, darſtellt, und man daraus ſchließen muß, daß es ſchon damals Bergbau um Beuthen gab. Viel Erfolg iſt in den unruhigen Zeiten unter den polniſchen Königen und piaſtiſchen Herzögen aber nicht erzielt worden, dagegen iſt wohl ziemlich lebhafter Handel von und nach Polen hier betrieben worden, wobei Pelzwerk, Honig, Wachs, Häute, Vieh, Getreide, Salz und auch Metalle die Handelsartikę abgaben. Natürlich unterlag auch dieſer Handel groſen

Störungen, so z. B. 1240, als die Tatarenhorden in Schlesien einbrachen und auf ihrem Zuge nach Breslau—Liegnitz auch Beuthen berührten, dessen Einwohner sich in die Wälder flüchteten. Nach Abzug der Tataren war der Herzog Wladislaus eifrig bedacht, die verwüstete Stadt und die ringsum zerstörten Dörfer wieder aufzubauen. Wahrscheinlich stammt aus dieser Zeit auch die Gründung des Dorfes Miechowitz durch den von Wladislaw mit besonderen Vollmachten versehenen Abt von Miechow, unter Mitwirkung des heiligen Hyacinth. Letzterer lebte und predigte damals an der Jacekquelle zu Kosberg, einer Vorstadt Beuthens. Die Legende erzählt, daß die Dendriten, das sind steinerne Perlen, die man dort noch findet, aus dem Rosenkranz des heiligen Hyacinth entstanden wären. Der Augenblick, in dem der Rosenkranz des Heiligen zerriß, wird von der Sage sehr dramatisch geschildert. Es soll danach in Beuthen starker Silberbergbau getrieben worden sein, von dessen Erträgen auch der Pfarrer der Stadtkirche einen Anteil für die Kirche verlangte. Darüber kam es zu erbittertem Kampfe zwischen den Vertretern der Stadt und dem Pfarrer, und in einem Aufruhr der Bürger wurde der Pfarrer und sein Kaplan ermordet. Darauf verkündete der heilige Hyacinth der Stadt den Zorn des Himmels, verfluchte die Silberminen, die den Grund des Streites abgegeben hatten und rief, seinen Rosenkranz zerreißend: „Wachset, ihr Perlen, bis einst diese Quelle versiegt! Die Silbererze aber, die die Herzen der Bürger von der Kirche abgewendet haben, sollen verschwinden und erst wieder zum Vorschein kommen, wenn die Geschlechter der Mörder längst verschollen sind!“

So weit die Sage. In den Chroniken steht dagegen viel zu lesen von Intrigen der Geistlichkeit von St. Margareth gegen den Pfarrer der Marienkirche Peter Koslin, von Verhöhnung der Bürger und Gegnerschaft zwischen dem

Herzog Przemislaw von Teschen und dem Herzog Konrad von Ols, von denen jeder einen Teil von Beuthen beanspruchte. Fest steht, daß schließlich die aufgebrachten oder aufgehetzten Bürger von Beuthen den Pfarrer Peter von Koflin und seinen Kaplan Nicolaus im Margarethen-teich ertränkten (wahrscheinlich 1367), und daß Beuthen dafür in den Kirchenbann getan wurde. Da gleichzeitig die Bergwerke tatsächlich erloschen, so verfiel die aufblühende Stadt, und das Fürstentum wurde dann laut Urkunde vom 26. Januar 1369 zwischen Przimek von Teschen und Konrad von Ols geteilt. Daß die Teilung auch in der Stadt vollzogen wurde, geht aus den Urkunden deutlich hervor. Jeder der Fürsten bekam eine halbe Stadt und ein halbes Fürstentum. Diese Verhältnisse dauerten unter verschiedenen Fürsten bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts, wo König Mathias von Böhmen und Ungarn Stadt und Land Beuthen an sich riß, so daß die beiden Hälften nun wieder vereinigt waren. Die übliche Praxis des „Verpfändens“ von Land und Leuten wurde natürlich auch von König Mathias ausgeübt. So kam Beuthen schon ein Jahr nach der Besitzergreifung durch Mathias als Pfand an Jan von Hierotin, der 8000 Gulden dafür zahlte. Jan Hierotin scheint nach verschiedenen Urkunden viel für Beuthen getan zu haben, indem er alte Schulden und Verpfändungen einlöste. 1498 scheint er aber doch die Sache satt gehabt zu haben, denn er überließ dem Herzoge Hans von Oppeln die Pfandschaft Beuthen. In dieser Zeit kaufte die Stadt eine Menge Fischteiche und trieb einen schwunghaften Fischhandel. Es existiert auch ein Brief des Herzogs Hans von Oppeln, worin er Beuthen auffordert, Robottfuhren zur Reparatur des Schlosses von Neudeck zu leisten, da dieses als Grenzfestung wichtig sei; und die behutsame Art, in der der Herzog schrieb, läßt schließen, daß der gute Wille der Beuthener Bürger eine Bedeutung

für ihn hatte. 1515 verzehrte eine Feuersbrunst fast die ganze aus Holz gebaute Stadt, deren Aufbau aber eifrig und unter Beihilfe des Herzogs betrieben wurde. 1525 sind die Markgrafen Georg und Albrecht von Brandenburg in Beuthen gewesen. Letzterer, Hochmeister der deutschen Ordensritter in Preußen, verweilte mit seinem Gefolge hier so lange, bis sein Bruder in Krakau die Friedensbedingungen mit dem König von Polen festgesetzt hatte, unter denen die wichtigste war, daß der Orden säkularisiert werden und Preußen als weltliches Herzogtum an Albrecht von Brandenburg fallen sollte. Georg erhielt die Mitbelehnung. Wahrscheinlich hatten die Brüder bei Gelegenheit dieses Aufenthaltes das Beuthener Land schätzen gelernt, denn schon 1526 nahm Georg von Brandenburg Beuthen und Oderberg vom Herzog Hans von Oppeln in Pfandbesitz, und König Ludwig von Ungarn, „confirmierte“ dem Markgrafen die Übernahme der Herrschaft „auf zwei Leiber“. Im selben Jahre fand König Ludwig seinen Tod in der Schlacht bei Mohacz in Ungarn, und Beuthen sowie ganz Schlesien kam unter die Oberherrschaft der österreichischen Habsburger. Nun wollte König Ferdinand (von Habsburg) aber die Verträge zwischen dem Markgrafen Georg und dem Herzog Hans nicht anerkennen und Beuthen bekam daher wieder zwei Herren, indem Georg und Hans gemeinschaftlich regierten. Von beiden unterzeichnet wurde die erste Bergfreiheit urkundlich am 30. April 1526 erteilt, und die Neubegründung der Stadt Tarnowitz betrieben. 1528 erschien die erste Bergordnung nach dem Muster der Berggesetze auf den fränkischen Besitzungen des Markgrafen. Auch wurden markgräfliche Bergbeamte angestellt und die ersten Bergwerksrechnungen gelegt. Markgraf Georg bereiste wiederholt die Gegend von Beuthen-Tarnowitz, nahm selbst Gruben auf und übernahm Stollenanteile. Als die Türken 1529 Wien belagerten, borgte der Markgraf

dem König Ferdinand 183 333 ungarische Goldgulden, wofür dieser ihm noch die Fürstentümer Oppeln und Ratibor verpfändete. Als Hans von Oppeln 1532 starb, übernahm der Markgraf die Herrschaften Oppeln, Ratibor und Beuthen als Alleinherrscher. Er regierte von Jägersdorf aus und machte sich in vieler Weise um Land und Leute verdient. Die Bergwerke müssen damals schon einen guten Gewinn abgeworfen haben, denn 1559 kam es zu einem Prozeß zwischen dem Kaiser und dem Markgrafen, weil der Kaiser die Bergwerke für sich beanspruchte. Die Sache verlief aber im Sande, und der Markgraf blieb Herr der Bergwerke.

1569 wird der erste protestantische Geistliche in Beuthen angestellt, es scheint also, daß der Einfluß der protestantischen Markgrafen sich geltend machte. Nach dem Tode des ersten Markgrafen hatten seine Erben beständig mit den Habsburgern um den Besitz der Pfandschaft Beuthen=Tarnowitz zu kämpfen. Wiederholt wurde die Ablösung von Wien her dekretiert, durch Unruhen oder Todesfälle der Regenten aber stets verhindert. Der tätige Anteil, den der Markgraf Johann Georg von Brandenburg aber an den Bewegungen der protestantischen Schlesier gegen Kaiser Ferdinand II. nahm, wurde Veranlassung, daß die Acht über den Markgrafen ausgesprochen und daß er 1621 seiner schlesischen Besitzungen für verlustig erklärt wurde. Nun war es endlich dem Kaiser möglich, die Herrschaft Beuthen=Tarnowitz seinem Rat und Hoflieferanten Lazarus Freiherrn Henckel von Donnersmark in Pfandbesitz zu geben. Der Kaiser war dem Lazarus Henckel 450 000 Gulden vorgestreckte Gelder schon seit 1603 schuldig, hatte ihn mit vielen Privilegien ausgestattet, und die Herrschaft war ihm längst versprochen worden. Lazarus stammte aus einer alten ungarischen Familie, die unter dem Namen Quinto Foro schon 1378 im Zipser Lande genannt wird.

Quinto Foro — ungarisch Csötörtökhely — deutsch Donnerst- oder Dondersmarkt, ist ein Marktflecken in der ungarischen Gespannschaft Sips im Leutschauer Bezirk. 1615 war Lazarus in den Freiherrnstand erhoben worden, und der Kaiser Rudolf II. erneuerte alle ihm vorher gegebenen Privilegien, so daß die Henckels die Gerichtsbarkeit über Leib und Leben, volle Freiheit Wein und Bier „vom Zapfen oder unter dem Reifen“ zu verkaufen, und Befreiung von allen „bürgerlichen Ämtern, Lasten, Auflagen und Beschwerden“ haben sollten. Die Landsassen und Städte huldigten nun dem Kaiser in die Hände des Landeshauptmanns Hans Georg von Blacha, während sie dem Bevollmächtigten Lazarus des Alteren, dem Jakob Benigk durch Handschlag gelobten, die schuldigen Einkünfte und Nutzungen abzugeben (Gramers Chronik von Beuthen). Nun betrachtete der Kaiser aber den Lazarus Henckel nur als Nutznießer der Pfandherrschaft und verkaufte dieselbe daher als Erblichkeits-Eigentum noch an den Grafen Karl von Harrach. Lazarus Henckel der Jüngere kaufte aber 1623 von den Erben des Grafen Harrach das erbherrliche Eigentum der Herrschaften Oderberg und Beuthen für 50 000 rheinische Gulden, und der Kaiser gab seine Genehmigung dazu. Auch befreite der Kaiser den Lazarus Henckel und seine drei Söhne auf Lebenszeit von „Fron und Wechsel“ in betreff des Bergwerkes mit der Begründung, daß dieses darniederliege und nur mit 20 000 Talern Kosten wieder eingerichtet werden könnte. 1627 zogen Mansfeldsche Truppen durch Beuthen, und Wallensteinsche Soldateska löste sie ab. Aus Schriftstücken aus jener Zeit geht hervor, daß die Schweden das Kartenspiel in Beuthen eingeführt hätten. Natürlich gingen ihre Truppenschmärgzüge nicht ohne Verwüstungen und Brandschätzungen ab. Am meisten scheint Beuthen aber unter Repressalien gelitten zu haben, die kaiserliche Truppen ausübten, weil

einzelnen Bürgern vorgeworfen wurde, die „Mansfeldschen“ zu freundlich aufgenommen zu haben. Zum Zwecke näherer Nachforschungen und Bestrafungen wurde eine kaiserliche Kommission nach Beuthen geschickt, und 1632 wanderten 20 angesehene protestantische Familien aus, während die bis dahin evangelische Stadtkirche mit einem katholischen Geistlichen besetzt wurde. Zwar hatten die Protestanten mancherlei Hilfe und Unterstützung durch Lazarus II., der sich z. B. weigerte, ein Dekret zu unterschreiben, wonach nur katholische Bürgermeister, Schöppen, Amtleute und Einnehmer eingesetzt werden sollten; aber es scheint ihnen doch recht übel ergangen zu sein. Trotz seiner Parteinahme ließ der Kaiser indessen am 28. Januar 1632 Lazarus II. Henckel von Donnersmarck in den erblichen Besitz der Herrschaft feierlich einsetzen und befahl ihm Huldigung zu leisten. Wie sehr die Familie Henckel aber mit ihren Untertanen im 30 jährigen Kriege litt, geht aus einem Briefe hervor, den der Freiherr Georg Friedrich, Sohn des Lazarus, im Jahre 1643 aus Zembkowitz in Polen schrieb, und worin er sagt, daß er mit seinen kleinen Kindern im Elend sei, während die Familie noch große Forderungen an den Kaiser habe. Auch Lazarus stellt dem Kaiser vor, daß seine Güter fünfmal von Freund und Feind geplündert worden seien, und daß er wegen Geldmangels aus seinem Zufluchtsort Innsbruck nicht nach Schlesien zurückkehren könne. Der Kaiser hatte selbst kein Geld, erhob aber zum Zeichen seines besonderen Wohlwollens den Lazarus mit all seinen Nachkommen 1661 in den Reichsgrafenstand. Nach dem Friedensschluß mögen sich indessen wohl die Verhältnisse allenthalben gebessert haben, jedenfalls liegt ein Brief des Grafen Lazarus an den Bürgermeister und die Ratmannen von Beuthen vor, der von Tarnowitz, den 19. August 1664 datiert ist, der Graf muß also noch einmal auf seinen schlesischen Besitzungen

gewesen sein, ehe er 1665 in Innsbruck als 91-jähriger Greis starb. Beuthen blieb im Besitz seiner Nachkommen und wurde 1697 vom Kaiser zur freien Standesherrschaft erhoben. Im Jahre 1702 geriet Graf Maximilian Hendel auf Neudeck, von wo aus Beuthen „regiert“ wurde, in Streitigkeiten mit dem Breslauer Bürger Georg Giesche, da beide das Recht beanspruchten, auf Bobrecker Grund und Boden Galmei zu graben. Kaiser Leopold, der sich in gewohnter Geldnot befand und dem Georg Giesche eine größere Geldsumme geborgt hatte, erteilte schließlich am 22. November 1704 dem Giesche das Privilegium, in Schlesien 20 Jahre lang allein Galmei zu graben und zu verkaufen. Giesche wurde dann von Leopolds Nachfolger Karl VI. zum böhmischen Ritter mit Wappen und dem Prädikat „von“ gemacht. Er war der Begründer der noch heute florierenden Bergwerksgesellschaft „Giesches Erben“, die zu den erfolgreichsten von ganz Oberschlesien gehört, und deren Muster-Arbeiterdorf „Gieschewald“ in letzter Zeit viel von sich reden gemacht hat.

Im Archiv der Stadt Beuthen scheinen sich noch eine Menge interessanter Aktenstücke zu befinden. Darunter eine Originalbulle von Papst Clemens XI. (von 1711), durch welche die Stadt von dem Banne, mit dem sie seit Ertränkung der beiden Geistlichen, also seit ungefähr 1367 belegt worden war, freigesprochen wird, viele Privilegien aus der Zeit der Markgrafen von Brandenburg, Todesurteile, die die Grafen Hendel als oberste Gerichtsherren verhängten, auch ein Aktenstück, wonach die Tortur noch am 16. November 1742 angewendet wurde usw.

Später kam es zu vielfachen Streitigkeiten zwischen der Stadt und den Grafen Hendel, bis Beuthen und ganz Schlesien in den Besitz der Hohenzollern kam und damit eine kräftigere Staatsverwaltung und geordnetere Rechtszustände eintraten. Bei Einführung des königlichen Kreis-

---

gerichts in Beuthen (1849) wurden sowohl das Standesherrliche Gericht als auch die übrigen Patrimonialgerichte damit verschmolzen. In dieser Zeit hatte Beuthen zwischen fünf- und sechstausend Einwohner. Daß heut schon mehr als 60 000 Menschen dort wohnen, verdankt es dem Aufblühen der oberschlesischen Industrie. Aus dem schmutzigen kleinen Nest ist eine Stadt mit breiten Straßen und hübschen Gartenanlagen geworden, mitten in dem von regstem Leben durchfluteten Industriebezirk gelegen, eine Stadt, von deren Vergangenheit sich vielerlei erzählen und von deren Zukunft sich manches erwarten läßt.

---





Rosenberg.



**R**osenberg gehört zu den oberschlesischen Städtchen, denen man ihre Vergangenheit nicht ansieht. Im Jahre 1208 ließ Herzog Heinrich der Bärtige, der Gemahl der „Heiligen Hedwig“, hier ein Jagdschloß bauen, da in den umliegenden großen Wäldern die Jagd so ergiebig war, daß man das Wild aus den Fenstern des Schlosses schießen konnte. Um nun das Schloß vor den häufigen Einfällen der Polen — die Chronik sagt sogar: „der Tartaren“ — zu sichern, wurden Wälle mit Toren und Türmen aufgeführt, und bald siedelten sich kleine Leute ringsum an, so daß mitten im Walde ein Städtchen entstand. Derselbe Herzog Heinrich begründete auch, als er aus Masovischer Gefangenschaft heimkehrte, das Stift St. Augustini im nahen Dorfe Jarzisk. Diesem Stift schenkte dann 1374 der Herzog Wladislaw von Oppeln die von ihm in Rosenberg erbaute massive Kirche ad St. Michael und das Jagdschloß, aus dem er ein Kloster machte und das nun von Augustinern bezogen wurde. Da das Schloß aber als Kloster nicht Raum genug hatte, wurden hölzerne Zellen angebaut, und die Mönche lösten hier die Jäger ab. Eine Glanzzeit erlebte das Städtchen offenbar 1450, als Herzog Bernhard von Oppeln ihm das deutsche Recht verlieh und die Absicht kund gab, seine Residenz von Oppeln nach Rosenberg zu verlegen. Infolge davon wurden hier fleißig neue Häuser erbaut, von denen die Chronik sagt, sie seien von Bindwerk zwei Stock hoch gewesen, „mit roten Rosen bemalet, das Holz grün und die Balkons blau angestrichen“. Leider hatte diese Farbenfreudigkeit keinen langen Bestand, denn Herzog Bernhard starb, ehe er seine Übersiedelung ausgeführt hatte, und die Stadt wurde bald darauf durch Feuer und Plünderung verwüstet. Wie alle kleinen oberschlesischen Städte ist Rosenberg oft verbrannt und geplündert worden, hat sich aber eben so oft durch schwunghaften Handel nach

Polen hinüber von allen Schlägen erholt. Die Rosenberger Bürger scheinen besondere Freude am Kirchenbauen gefunden zu haben, denn obgleich man meinen sollte, daß für ein Gemeinwesen von wenig mehr als tausend Seelen eine Kirche und ein Kloster genügen sollten, wurde 1486 noch die Corporis Christi-Kirche erbaut und 1514 die dicht bei Rosenberg gelegene St. Anna-Kirche. Über die Begründung dieser letzteren berichtet die Chronik, daß eine Jungfrau aus Rosenberg im Walde unter eine der zahlreich umherschweifenden Räuberbanden gefallen sei, sich in Todesangst an eine Kiefer geklammert und ihre Schutzpatronin, die heilige Anna, angerufen habe. Diese habe die Jungfrau auch so wunderbar beschützt, daß die Räuber sie hinter der Kiefer nicht hätten finden können. Aus Dankbarkeit für ihre Errettung habe sie ein hohes Bild der Heiligen schnitzen lassen und an der Kiefer befestigt. Dieses Bild aber habe derartige Wunder verrichtet, daß die Rosenberger beschlossen eine Kirche hier zu bauen. Der Bau wurde in der Weise ausgeführt, daß die Kiefer mit dem Bilde mitten in der neuen Kirche stehen blieb und der Hochaltar sich daran lehnte. Gedielt wurde die Kirche freilich nicht, dazu fand sich erst Zeit und Geld im Jahre 1630, also mehr als hundert Jahre später, aber die Menge der Gläubigen strömte trotzdem in dichten Scharen zu dem Heiligtum. Bald genügte der vorhandene Kirchenraum in keiner Weise für die Andächtigen, die weither bis aus Polen und Böhmen kamen, und 1668 wurde eine größere und schönere Kirche hier aufgeführt. Der Kontrakt über den Bau dieser Kirche, die „in Gestalt einer fünfblätterigen Rose, mit fünf Kapellen und einer fünffenstrigen Kuppel“ aufgeführt werden sollte, ist noch erhalten und dürfte heutige Bauherren interessieren. Da heißt es, daß der Zimmermann und Baumeister Martin Senepes aus Gleiwitz sich verdungen habe, den Kirchbau in der oben beschriebenen

Weise auszuführen. „Alles Holz muß auf das beste und schönste für den Bau behobelt und derselbige auch nach bester Kenntniß und Fähigkeit spätestens in vier Monaten ausgeführt sein. Für diese Arbeit ist dem Meister zugesichert in Gelde achtzig Thaler, jeder Thaler zu 36 Groschen, jeder Groschen zu 12 schlesischen Hellern gerechnet, zu zahlen und außerdem 4 Scheffel Roggen, 3 Scheffel Weizen, 2 Scheffel Haidekorn, 2 Scheffel Gerste, ein Viertel Hirse, ein Viertel Erbsen, 30 Quart Butter, 2 Seiten Speck, drei Schock Käse, vier Tonnen Bier zu verabreichen.“ Natürlich handelt es sich um einen Bau von Holz, das damals in der dortigen Gegend das allgemein übliche Baumaterial war.

Vom Handel und Wandel der Stadt behauptet die Chronik, daß Rosenberg vor anderen schlesischen Städten dadurch einen Vorzug gehabt habe, daß der Gewerbebetrieb jedem Bürger freistand, indem keine Krambuden, Fleischer- und Schuhmacherbänke bestanden. Aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges berichtet die Chronik neben den üblichen Plünderungen und Bränden folgendes: Als die Polen einen Streifzug gegen Rosenberg unternahmen, flohen die Bürger mit ihren Familien in die Wälder. Nur drei Männer blieben zurück, die sich tapfer zur Gegenwehr rüsteten. Als sich die Polen der Stadt näherten, trommelte der eine von den dreien, der zweite läutete Sturm, und der dritte schoß durch eine Reihe aufgestellter Tonnen, daß es einen starken Knall gab. Die Polen dachten, es wäre eine starke Besatzung in der Stadt und entfernten sich nachdem sie einen Toten mitgenommen hatten. Also wurde die Stadt durch drei herzhafte Männer bewahrt.

Nach Schluß des dreißigjährigen Krieges ging man daran, die Kirchen, die, wie die ganze Stadt, stark gelitten hatten, wieder herzustellen. Dabei wurden die Glocken der Stadtkirche aus einem merkwürdigen Material gegossen. Und das ging so zu: An das Kloster in

Rosenberg angebaut befand sich eine Kapelle, die den Herren von Dombrowski auf Jaschin und Lassowitz gehörte. Auf Befragen, ob sie die Kapelle, die arg verwüstet war, wieder herstellen wollten, antworteten die Dombrowski: Sie seien Protestanten und an der Kapelle läge ihnen nichts mehr. Damit gaben sie auch das Erbbegräbnis auf, das sich unter der Kapelle befand, und der Probst Johann Floß, der den Bau nun für Rechnung des Klosters weiter führte, räumte die alten Zinnsärge aus und ließ sie umgießen — zu Kirchenglocken.

Nach Erlöschen des Fürstenstammes der Piasten in Oppeln kam die Stadt Rosenberg in Besitz der Herren von Begh, und als einer von diesen dem Fiskus verfiel, erkaufte die Grafen von Gaschin die Herrschaft. Die Chronik sagt: „Diese Grund- und Majoratsherren bezogen von der Stadt einen fixierten Grundzins, die Mauth, den Brückenzoll zur Hälfte mit dem Kloster, die Jahrmarktsstandgelder dagegen allein, und übten die Jurisdiktion in Kriminalfällen“. Graf Georg Adam von Gaschin errichtete 1680 eine Schützengilde in Rosenberg, die bis 1722 bestand und 1814 nach 92 jähriger Pause neu aufgelebt ist. Die alten silbernen Schilde aus dem 17. Jahrhundert werden noch aufbewahrt. Die Gravierung eines dieser Schilder trägt die Aufschrift vom 10. Juni 1680: „Dem Großen Gott und Herrn soll und muß der Schützen Schaar — Zu Lob, Preis und Ehren sich vermehren jedes Jahr“.

1708 wurde die Einwohnerschaft von Rosenberg bis auf kaum 100 Überlebende von der Pest dezimiert. Was eine solche Epidemie in damaliger Zeit bedeutete, kann man sich heutzutage kaum vorstellen. Die Überlebenden waren sämtlich in die Wälder geflüchtet, und die Sage erzählt, sie seien erst in die Stadt zurückgekehrt, als die aus den Särgen gegossenen Glocken selbständig angefangen hätten zu läuten. Da hätten die Leute gewußt, daß die furchtbare Seuche

erloschen sei, und daß sie die Toten, die in den Straßen und Häusern unbeerdigt lagen, begraben dürften. Die überlebenden 25 Familien bauten aus Dankbarkeit wiederum eine Kirche, die den Namen zu St. Rochus bekam.

Nachdem die Stadt preussisch geworden war, schenkte Friedrich der Große ihr die Ringmauern „mit der Bewilligung, sie einzureißen und Bürgerhäuser daraus zu bauen“ — was dann auch geschehen ist. Das Kloster, das in den Kriegszeiten in Schulden geraten war, verkaufte nach und nach seinen bedeutenden Grundbesitz und wurde späterhin ganz aufgehoben.

Ums Jahr 1766 kam noch eine lustige Zeit für die Stadt, über die die Tagebücher des Grafen Fabian Reichenbach berichten. Während der Kämpfe in Polen hatten sich viele vornehme polnische Familien über die Grenze geflüchtet und in den Grenzstädten niedergelassen. In Rosenberg wohnten die Starosten von Wielun und von Krzeczpitz, gaben dort glänzende Feste, zogen mit ihren Gästen maskiert unter Musik und Fackelbeleuchtung durch die Straßen der Stadt und gaben den Bürgern viel zu verdienen. Nachher, als die Polen fort waren, wurde es still im Städtchen. Unter den zugezogenen Gewerbetreibenden und Fremden waren auch verschiedene der evangelischen Kirche angehörige, so daß 1793 eine evangelische Schule in Rosenberg begründet wurde. Die Gemeinde war aber so klein, daß sie für ihre Gottesdienste die katholische Corpus Christi-Kirche mitbenützen und dafür jährlich 20 Taler zahlen mußte. Das bewog ums Jahr 1850 den ersten dort angestellten evangelischen Geistlichen, den Pastor Polko, zu dem Entschluß, an dem Ort, an dem die Katholiken selbst in schweren Zeiten so viel Kirchen gebaut hatten, nun auch eine evangelische Kirche zu bauen, und er versuchte die dazu nötige Summe durch freiwillige Pfennigbeiträge zusammen zu bekommen. Die Engländer sagen: where is a will, there is a way —

und das mag wohl richtig sein, denn der Kirchenbau, den der Pastor Polko, ohne einen Pfennig in der Tasche zu haben, begann, wurde glücklich durchgeführt und Rosenberg bekam 1859 seine „Pfennigkirche“, an der Pastor Polko lange Zeit hindurch wirkte.

In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte auch noch ein anderer Mann, der nicht unerwähnt bleiben soll, in dem kleinen Städtchen, ein Mann von so viel Originalität, starkem Willen und tüchtigem Können, daß alle, die ihn kannten, ihn sicherlich nicht vergessen haben. Es werden ihrer aber nicht mehr viele sein, die sich des Sanitätsrats Hübner erinnern, dieses Prototyp eines Land- und Hausarztes, wie er sein soll. Er hatte die ganze Stadt mitsamt der Umgegend in der Tasche. Die Formel, mit der er sich den Willen der Patienten untertan machte, war einfach und drastisch: „Wenn Sie nicht tun, was ich will, laß ich Sie das nächste Mal krepieren und komm' nicht, wenn Sie mich rufen“ — und das half immer. In einer Zeit, wo die Doktoren sich noch mit Medikamenten nicht genug tun konnten, pflegte er zu sagen: „Licht, Luft, Wasser und ein guter Magen, da kann kein Teufel ran“. Grob nach oben und mild und freundlich für kleine Leute regierte er im Kreise, und hieß unter seinen Bekannten der König von Rosenberg.

Als dritter Charakterkopf aus jener Zeit sei noch der Erzpriester Strauß genannt, ein Mann mit denkender Stirn, flugen Augen und einem jovialen Lächeln.

Damals wußte man noch nichts vom Kulturkampf. Die nächste Eisenbahnstation, Oppeln, war fünf Meilen entfernt, man war aufeinander angewiesen und vertrug sich. Die Kapläne, die so ziemlich die einzigen jungen Herren im Städtchen waren, tanzten bei kleinen Festen mit, und der Erzpriester drückte beide Augen zu. Dafür ging er aber auch beim Begräbnis eines im Kreise angesehenen evan-

gelischen Großgrundbesitzers neben seinem Amtsbruder vor dem Sarge her und sprach nach jenem am offenen Grabe. Inzwischen haben sich die Zeiten geändert. Die alten Herren, die einst der Stadt sozusagen ihren Stempel aufdrückten, sind längst dahin gegangen, und die alten Holzschneppen, die in langen doppelten Reihen die Chaussee einfaßten und eine förmliche Vorstadt für Rosenberg bildeten, sind bis auf wenige Überbleibende auch verschwunden. Die Stadt hat nun ihren Bahnhof und an diesen angrenzend ihr kleines Villenviertel, dem gegenüber jetzt ein großes, modernes Kreishaus steht. Vielleicht finden sich da auch die Rosen wieder, die dem Ort doch einst seinen deutschen Namen gegeben haben müssen — wahrscheinlich in jener Zeit, als man die Häuser mit Rosen bemalte. Der ältere polnische Name heißt Olessa und hat nichts mit Rosen zu tun, sondern würde in wörtlicher Übersetzung heißen: „O Wald“. Und der Wald gibt der Umgegend auch heut noch ihr charakteristisches Gepräge, denn, wenn auch gut bestellte Felder heut die Stadt rings umgeben, der Wald schließt doch allenthalben den Horizont ab. Er blickt auch hinab auf den Wiesenschlund, der sich eine Meile weit hinter Rosenberg hinzieht. Kleine Dörfer mit einzelnen von Bäumen umstandenen Höfen liegen an seinem Rande, und große Teiche, aus denen einst die Augustinermönche ihre Fische holten. Auch Dorfkirchen, die samt dem Kuppeldach des Turmes ganz von Holz gebaut sind, gibt es hier noch. Uralte Eichen breiten dazwischen ihre knorrigen Äste aus und beschattet von zwei solchen Riesen steht da ein Fachwerkbau mit Mauern von gestampftem Lehm und einem hohen, windschiefen Schindeldach. Die Leute behaupten, in diesem Hause hätten die Eltern des Freiheitshelden Schill gewohnt. Sicher ist, daß Schills Eltern 1780 bis 1817 ein Gut bei Lublinitz besaßen. Ob sie sich später hierher zurückzogen, weiß ich nicht. Die Sage behauptet

es, und hätte sie Recht, dann hätte dieses alte Haus wohl einst viel Leid und Tränen gesehen. Aber welcher menschlichen Wohnstätte bliebe das erspart? Freud und Leid wechseln eben im Geschick der Einzelwesen wie der Städte, und der Zeitstrom, der darüber hinrauscht, bringt nur ab und zu ein Echo von dem, was einst war, bis hinein in unsere Tage.

---



ZWIĄZEK STUDENTÓW ARCHITEKTURY  
PRZY AKADEMII GÓRNICZEJ  
W KRAKOWIE

Oppeln.





Das Bild von Oppeln, wie es sich von der Bahn aus zeigt, ist durchaus nicht reizlos. Im Vordergrund treten die alten Bäume der „Pascheke“ dicht an die Oder heran, weiterhin liegt die Stadt von ihren Türmen überragt, unter denen der runde Piafenturm dem Bilde das charakteristische Gepräge gibt. Durchfährt man später die Straßen, fallen die mehrfach angebrachten Statuen des heiligen Nepomuk auf und verraten, daß der Ort oft in Wassersnot war, gegen die der Heilige als Helfer besonders angerufen wird. Trotz dieser Wassersnöte ist eine ganze Häuserreihe direkt über der Oder auf den Grundpfeilern der alten Stadtmauer erbaut, und auch der Blick auf diese Häuser ist malerisch genug. Dasselbe möchte ich von dem Treppenaufgang zur Adalbertkapelle am früheren Dominikanerkloster sagen, und das alte, schloßartige Gebäude mit runden Ecktürmen und massigen Strebepfeilern, das unterhalb dieses Treppenaufganges liegt, wirkt wie ein Stück stehen gebliebenes Mittelalter. Hier ist auch der älteste Teil von Oppeln (Opole vielleicht vom polnischen „pole“, „feld“ abgeleitet) zu suchen. Im Jahre 984 predigte der heilige Adalbert, Erzbischof von Prag, von diesem Hügel herab und taufte die Befehrten mit dem Wasser einer Quelle, die unter seiner Berührung aus dem Felsen hervorsprudelt sein soll. Spätere Forscher meinen freilich, der Brunnen, der heute noch existiert, sei mit unendlicher Mühe gegraben worden, um die hier erbaute Burg mit Wasser zu versorgen — für den gläubigen Oberschlesier ist das Wasser aber auf den heiligen Adalbert zurückzuführen, und diesem wurde daher auch die spätere Kapelle geweiht. Um den Hügel, der Burg und Kapelle trug, siedelten sich die ersten Holzhäuser wohl ums Jahr 1000 an. Aus dieser Ansiedelung wurde allmählich ein polnisches Städtchen, das von 1163 bis 1532 Residenz der obereschlesischen Herzöge

aus dem Stamm der Piasen war. Die Stadt war meist aus Holz gebaut und daher oft das Opfer großer Brände. Die Chronik berichtet, daß Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Opole von gemauerten Gebäuden nur bestanden: die Burg, drei Kirchen, zwei Klöster, eine Brauerei und das Rathhaus. Alles übrige war von Holz. Wann das Piasenschloß erbaut wurde, habe ich in der Chronik nicht gefunden, da es um 1500 aber schon als sehr „eingegangen, baufällig und höchst gefährlich“ bezeichnet wird, mag es wohl um 1200 herum erbaut sein. 1421 scheinen die Holzhäuser der Stadt dem Herzog Johann von Oppeln schwere Sorgen gemacht zu haben, denn als er sein Testament aufsetzte, vermachte er der Stadt Oppeln 600 Mark Prager Groschen polnischer Zahl (eine solche Mark etwa 10 Mark unseres Geldes) „zur Anschaffung von 50 Mark Zinsen“, um von diesem Gelde gemauerte Häuser aufzuführen. Und zwar regelte der Testator den Bau der Häuser in sehr wunderlicher Weise, indem er bestimmte, daß zuerst am Marktplatze bei jedem Hause die *V o r d e r w a n d* aufgemauert und eine gewölbte Kammer eingebaut werden sollte, „damit jeder das Seine bewahren könne“. An jeder Ecke aber sollten zwei Strebepfeiler aufgeführt werden zur Stütze der Mauern. War das rings um den Marktplatz geschehen, so sollten die anderen Mauern der Häuser daran kommen, zuletzt aber die Dächer. War der Marktplatz fertig, so sollte an die grenzenden Straßen gegangen werden. Wie lange diese merkwürdige und für die Bewohner jedenfalls sehr unbecome Art von Bauerei durchgeführt worden ist, berichtet die Chronik nicht, aber einzelne alte Strebepfeiler werden noch auf den damaligen Bau zurückgeführt. Die Stadt stand unter polnischem Recht bis etwa 1328, wo die Czarnowanzer Urkunde berichtet:

„Da im polnischen Recht die Bauern und Untertanen wegen Unbeständigkeit des Zustandes keine Nutzung haben

„mügen“, verliehen die oberschlesischen Herzöge den Städten und auch der Stadt Oppeln das deutsche Recht.“

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war die Lage der schlesischen Fürsten und somit auch der Herzöge von Oppeln eine besonders schwierige. König Matthias von Böhmen und Ungarn, dem die Fürsten sich als Lehnsherren unterstellt hatten, war ein gewalttätiger Herr, und es wurden fortwährend zwischen ihm und seinem Bruder Wladislaw Intrigen gesponnen, da Wladislaw sich Hoffnungen machte, ebenfalls die Lehnsherrschaft über Schlesien zu erlangen. Wladislaws Sympathien neigten stark nach Polen hin, und je mehr Matthias das Lehnverhältnis zur vollen Oberhoheit auszubilden trachtete, um so öfter suchte ein und der andere schlesische Fürst engeren Anschluß an Polen, um einen Schutz gegen Matthias zu haben. Wegen solcher Bestrebungen wurde der Herzog Nikolaus II. von Oppeln dem Matthias so verdächtig, daß er ihn 1487 durch einige Vertraute nach Cosel locken und dort gefangen nehmen ließ. Nikolaus Bruder, Johannes, der spätere Herzog Hans von Oppeln, teilte sein Schicksal, und beide Fürsten mußten dem Matthias, der immer in Geldnot war, 80 000 Gulden Lösegeld zahlen, ehe sie die Freiheit erlangten. Matthias nötigte sie darauf einen neuen Huldigungseid auszustellen, und Nikolaus, dadurch erbittert, setzte nun erst recht seinen Verkehr mit Polen fort. Auch als Matthias starb und Wladislaw sein Nachfolger und somit König von Ungarn und Böhmen wurde, änderte sich darin nichts. Nikolaus war ein mißtrauischer und oft grausamer Fürst. So ließ er z. B. einen seiner Edelknaben wegen kleiner Diebereien ins Gefängnis werfen und verurteilte ihn zum Galgen. Die Mutter des Knaben tat einen Fußfall vor dem Herzog und ließ nicht nach mit Bitten, bis der Herzog dem Knaben das Leben schenkte. Aber ehe man ihn seiner Mutter zuführte, ließ der Herzog ihn auf beiden Augen

blenden. Da die Mutter nicht reich war, mußte der Knabe nun, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, „den Schuftern das Leder in den Stampen treten“. Übrigens meldet die Chronik, daß dieser Knabe ein uralter Mann wurde, der das Geschlecht der Oppler Pfaffenherzöge weit überlebte.

Den Herzog Nikolaus brachte sein Mißtrauen und sein Jähzorn schließlich selbst ums Leben. Als 1497 ein Fürstentag in Neisse abgehalten wurde, begab sich auch Herzog Nikolaus dorthin, beobachtete aber mit großem Mißtrauen alle Bewegungen der andren Fürsten, in Erinnerung an das Schicksal, das ihn vor wenigen Jahren in Cosel betroffen hatte. Als nun eines Tages der Herzog Kasimir von Teschen mit dem anwesenden Bischof Johannes IV. über einigen Briefen, die sie gemeinsam lasen, leise flüsterte und dann auf Herzog Nikolaus zuging, glaubte dieser sich angegriffen und hieb in blinder Wut um sich, so daß er sowohl Kasimir von Teschen wie den Bischof verwundete, und ersterem grade seinen Dolch ins Herz stoßen wollte, als der Edelmann Bischofsheim sich dazwischen warf. Herzog Kasimir entfloß eine Treppe hinunter, Nikolaus eilte ihm nach, und beide fielen in wüstem Raufen vor der Ratsstube zu Boden. Nikolaus machte sich zuerst frei, und nun wäre es um Kasimir geschehen gewesen, wenn nicht wieder ein Dritter, diesmal Hans Pannewitz, der Hauptmann von Glas, dazwischen gekommen wäre. Dieser entwand Nikolaus den Dolch, und der Herzog entfloß darauf in die Jakobskirche, die als Refugium galt. Nun wurde Sturm geläutet, die Mannschaften des Pannewitz scharten sich um die Kirche, fürchteten sich aber, in das Heiligtum einzudringen. Da erklärte der verwundete Bischof, man brauche die Kirche nicht zu schonen, „er wolle sie nachher schon wieder weihen“.

So wurde Herzog Nikolaus in der Kirche ergriffen, und die Erbitterung gegen ihn war so groß, daß man ihn

vor dem Hochaltar erschlagen haben würde, wenn einer seiner Edelleute, Johann Stosch, ihn nicht mit eigener Lebensgefahr beschützt hätte. Nun wurde der Herzog zum Münsterberger Turm geschleppt und dort eingesperrt. Sein Hofstaat wurde darauf arretiert, und die anwesenden Fürsten und Stände traten auf dem Rathause zusammen, um Gericht zu halten. Nikolaus wurde zum Tode durch den Henker verurteilt.

Er wurde nun gezwungen, sein Testament zu machen, worin er seinen Bruder Johannes zum Erben einsetzte und über all sein Besitztum, sogar über alle seine Fuchs- und Jobelschauben verfügte. Dann ward ihm befohlen, seine Beichte abzulegen, und man reichte ihm den letzten Trunk, Johannistrunk genannt. Die unter freiem Himmel versammelten Schöpffen verkündeten ihm, der gebunden vor sie geschleppt wurde, sein Todesurteil, während auf dem Marktplatz schon das rote Tuch ausgebreitet wurde, auf dem der Henker seines Amtes walten sollte. Sofort nach der Urteilsverkündung wurde er dorthin geführt und enthauptet.

Am dritten Tage nach der Hinrichtung wurde der Sarg mit der Leiche des Herzogs nach Oppeln gebracht, durch das Nicolaitor in die Stadt geführt und in der Minoritenkirche beigelegt. Das Tor wurde darauf zugemauert und blieb so bis zum Jahre 1854, wo es bei Anwesenheit des Königs Friedrich Wilhelm IV. geöffnet wurde und der König der erste war, der am 29. September in feierlichem Aufzuge wieder hindurch fuhr.

Später wurde Oppeln wiederholt an Polen verpfändet und litt viel unter den verschiedenen Kriegszeiten, wurde geplündert und verbrannt und fristete sein Dasein so gut und schlecht es eben ging. Erst unter Friedrich dem Großen kamen bessere Zeiten für die Stadt. Unter ihm hob sich auch die Zahl der Hauswirthe in den um-

grenzenden Dörfern, die vorher 500 Jahre lang immer dieselbe geblieben war. Trotzdem hatte die Stadt es 1807 erst wieder auf 321 Häuser und 1400 Bewohner gebracht.

Trotzdem machte sie es möglich, die schweren Kriegskontributionen aufzubringen. Vom 1. Januar 1807 bis Dezember 1808 bezahlte die Stadt 86 561 Taler Kriegskosten, erklärte dann allerdings auch bei einer 1808 gehaltenen Umfrage, daß sie wegen „Nahrungslosigkeit und Verschuldung“ zu den „kleinen“ Städten gerechnet sein wolle.

Dennoch stellte sie in den Freiheitskriegen 93 Kämpfer, die sie vollständig equipierte. Dabei wurden blaue Mäntel, wie das Landvolk sie trug, angeschafft und mit zwei bis vier Talern bezahlt. Da brachten arme Bauernknechte ihre Mäntel nach Oppeln und gaben sie den Ausrückenden mit, ohne eine Bezahlung dafür zu nehmen, ein Opfer, das wohl ebenso groß, wenn auch nicht so bekannt ist, wie die damals „fürs Vaterland dargebrachten Frauenhaare“. Ebenso wenig dürfte es allgemein bekannt sein, daß der „Aufruf an Mein Volk“ 1813 von dem Staatsrat von Hippel in Oppeln verfaßt wurde. Das kleine Museum, das in den letzten Jahren dort gegründet worden ist, bewahrt noch den Tisch, auf dem der Aufruf geschrieben wurde, und das Bild des Staatsrates, der 1815, wo Oppeln Regierungssitz wurde, als erster Regierungspräsident dort wirkte. Noch steht das bescheidene Haus mit den Säulen vor der Tür, in dem Herr von Hippel seines Amtes waltete. Aber bald wurde der Bau eines neuen, größeren Regierungsgebäudes nötig, und auch dieses stattliche Haus genügt heute nicht mehr, und ein großer Teil der Regierungslokalitäten befindet sich jetzt in dem renovierten und ausgebauten alten Pfastenschloß. Um dieses her ziehen sich hübsch angelegte und gut gehaltene Promenaden, die weiterhin in die an der Oder gelegenen Baumpartien der „Paschefe“ (polnisch heißt Pacieka „Bienengarten“) überführen. Das „Schloß“

ist hell abgeputzt, nur die Konturen und der runde Turm erinnern noch an den alten Bau. Und der neuen Ordnung hat auch ein interessanter Winkel weichen müssen, in dem ich vor etwa zehn Jahren einmal einen Besuch machte, eine halbe Stunde bleiben wollte und zum ersten Mal nach der Uhr sah, als drei Stunden vergangen waren. In einem gewölbten Zimmer des Erdgeschosses, einem rechten Faustgemach, vor dessen Fenstern mannshohe Königskerzen und Nachtschatten wucherten, hauste dort ein Medizinal- und Regierungsrat, der als moderner Hezemeister die größten Feinde der Menschheit in gläsernen Gefängnissen auf den Repositorien seines Studierraumes aufgereiht hatte. Da standen „Typhus“, „Blattern“, „Cholera“, „Tuberkulose“ — kurz alle Krankheitssehreknisse, die es gibt, sauber etikettiert, und ihr Herr und Meister führte mich mit seinen Mikroskopen in die Welt der Bazillen ein, zeigte mir Schneckenieren mit ihren Parasiten und die Laus, die wiederum diese Parasiten in Schach hält — diese mir damals neue Welt des unendlich Kleinen, das Leben gleichsam in infinitum, da, wo das bloße Auge es längst nicht mehr vermutet. Nun ist das Gemach sauber geweißt worden, die Königskerzen und Nachtschatten sind verschwunden, gelber Kies deckt ihre Stelle, und im alten Faustgemach wurde — eine Waschküche eingerichtet! Ja — es ändert sich die Zeit! Als ich Kind war, war Oppeln für die Kreise Rosenberg-Lublinitz Bahnstation. Drei Stunden Chaussee fuhren wir, um hinzugelangen, und unvergeßlich ist mir das Gefühl erwartungsvoller Spannung, das mich jedes Mal erfüllte, wenn von dem hohen Fahrdamme gesehen die Türme von Oppeln zwischen den Pappeln der Chaussee auftauchten. Gewöhnlich mußte man dann noch eine halbe Stunde oder länger in dem rosa gemalten Wartezimmer für erste und zweite Klasse bis zum Abgang des Zuges warten, und da setzte die Bahnhofswirtin Kaffee

oder Schokolade mit Kuchen auf den runden Tisch vor dem geblühten Sopha, nannte uns Kinder bei Namen und erkundigte sich nach dem allerseitigen Befinden. Meist waren wir die einzigen Reisenden in diesem Raum, der höchstens 20 Personen gefaßt hätte. Das war in den 60 er Jahren vor Eröffnung der Rechten=Oder-Ufer-Bahn, und Oppeln war damals eine Stadt von 10 000 Einwohnern. Etwa 20 Jahre später wurde ein „moderner Bahnhof“ mit einem großen in geschlitzter Eiche möblierten Wartesaal gebaut, der wiederum nach kaum 20 Jahren durch einen „modernen Bau“ mit großer Halle, gedeckten Perrons und Tunnels ersetzt werden mußte, denn inzwischen ist Oppeln Knotenpunkt für die Oderberger, Tarnowitzer und Kreuzburger Linien und eine Stadt von 33 000 Einwohnern geworden. Für den Westländer immer noch „junges Kulturland“ — und doch, welche Menge von Kulturarbeit war erforderlich, um aus der polnischen Holzstadt, die abwechselnd von Feuer- und Wassersnot, Kriegsverheerung und Pest heimgesucht wurde, eine Stadt zu schaffen, wie sie heut dasteht, eine Stadt, die längst schon kein toter Winkel mehr ist, sondern ein fröhlich aufblühender Ort.

---



Groß-Strehlitz.



**D**er erste Anfang von Groß-Strehlitz war, wie in vielen anderen Städten, der Bau eines Jagdschlusses, das Herzog Boleslaw I. um 1290 hier inmitten großer, wildreicher Waldungen bauen ließ. Das polnische „strzelac“, das „schießen, jagen“ heißt, hat auch dem Ort den Namen gegeben, und jagdfreudig sind die Besitzer von Groß-Strehlitz geblieben, von jenen Uraanfängen an bis in die heutige Zeit. Man nimmt an, daß im Hinterhaus der Apotheke sich noch Reste der alten Schloßmauern befinden; das jetzige Schloß steht an anderer Stelle inmitten eines weitläufigen, sehr schönen Parkes. Die ersten Ansiedler, die sich unter dem Schutz des alten Schlosses niederließen, scheinen, nach den Namen aus Urkunden zu schließen, Deutsche gewesen zu sein, die jedenfalls auch bald größere Strecken des Waldes urbar machten und dem Besitzer des Schlosses Abgaben zahlten. Im Jahre 1323 bezeichnete Herzog Albert den Ort schon als „seine Stadt Strehlitz“. Das Schloß hatte sich in eine befestigte Burg verwandelt, mit Wällen, Gräben, Mauern und Türmen, und zwar durch daran stoßende Sümpfe noch besonders unzugänglich. Diese Sümpfe sind erst im vorigen Jahrhundert, bei Anlegung des Schloßparkes, ausgetrocknet worden. Unter Herzog Bernhard, der in allen Chroniken rühmend genannt wird, gewann auch diese Stadt einige Wohlhabenheit, da er ihr 1409 das Recht gab, für Instandhaltung der Straßen Wegegeder von den durchfahrenden Wagen zu nehmen. Die Chronik sagt, die Stadt habe daraus bedeutenden Vorteil gezogen, weil die Haupt handelsstraße nach Krakau durch Strehlitz führte. Außerdem hob derselbe Herzog das alte Recht auf, wonach ihm selbst das Vermögen aller Bürger zufiel, die ohne Kinder starben, so daß von nun an die Bürger nach Willkür über ihr Vermögen verfügen konnten, und dieses somit meist im Ort blieb. Die Chronik sagt, unter der Regierung des

Herzogs Bernhard sei „die Stadt blühend geworden“. Bis 1568 heißt sie nur Strehlitz, 1581 wird sie zuerst Groß-Strehlitz genannt und behält dann diesen Namen, ohne daß erwähnt wird, worauf diese Änderung zurückzuführen ist. Die Pfastenherzöge erscheinen in Strehlitz in doppelter Eigenschaft, als Souveräne über den ganzen Distrikt und als Besitzer der Domäne, von der sie, wie jeder Ritter von seinem Gut, ihre Einkünfte beziehen. Sie waren bis 1327 unumschränkte Herren ihres Landes. Auch nach 1327, als sie das Land von der Krone Böhmen als Lehen genommen hatten, betrachteten sich die Herzöge noch als Souveräne von Gottes Gnaden, regierten und führten Kriege, beanspruchten aber von den böhmischen Königen Schutz und Hilfe gegen feindliche Übermacht. Im Laufe der Zeit wurde ihre Souveränität dann von den Lehns Herren immer mehr beschränkt.

Zu den Rechten der Herzöge gehörte es, Dörfer, Städte und Mühlen anzulegen, ferner „die hohe und niedere Jagd auszuüben, Honig zu sammeln und die Gerichtsbarkeit auszuüben“. Das erstere war besonders wichtig, weil bei dem Anbau wüsten Landes durch Ansiedler die herzoglichen Einkünfte vermehrt wurden. Auch Honig und Wachs spielten eine große Rolle und repräsentierten mit dem Wilde die Einnahmequelle aus den Waldungen, denn das Holz war fast ganz wertlos. Die Bauern der zur Herrschaft Strehlitz gehörenden Dörfer gaben dem Herzog einen Grundzins von den ihnen zugetheilten Hufen, hatten Abgaben an Getreide und Vieh zu leisten und waren verpflichtet zum Vorspann, sowie zu Frondiensten, durch welche sie die unter der Verwaltung des Herzogs stehenden Ländereien bebauten. Dienste und Verpflichtungen waren bis zum Aussterben der Herzöge immer milder geworden und waren damals geringer als zu Ende des 18. Jahrhunderts, wo den Bauern das Laudemium, die Schaffschur und andere Lasten auf-

gebürdet worden waren, von denen sie erst durch Friedrich Wilhelm III. von Preußen befreit wurden.

Anfang des 16. Jahrhunderts kam das Herzogtum an Oppeln und damit auch durch Erbvertrag an den Markgrafen Georg von Brandenburg. Dieser Fürst führte die Reformation hier ein. Nach seinem und seines Sohnes Tode fiel Groß-Strehliß zurück an die Krone Böhmen. 1556 kam es an Kaiser Ferdinand von Habsburg, und er ließ es durch Landeshauptleute verwalten, die in Oppeln ihren Sitz hatten und aus dem begüterten Adel gewählt wurden. An diese gingen die Rechte der alten Herzöge über und wurden nun „im Namen des Kaisers“ ausgeübt. So war 1559 Landeshauptmann in Oppeln Johann von Oppersdorf, 1568 Bernhard Maltzahn, 1570 Johann Pruskowsky. Kaiser Ferdinand war wegen der Türkenkriege stets in Geldnot, und so verpfändete er die Herrschaft Groß-Strehliß an Georg von Redern zu Warfotsch gegen ein Darlehen von 8500 Reichstalern auf 8 Jahre. Die Nutzungen der Herrschaft Groß-Strehliß vertraten dabei die Zinsen des geborgten Kapitals. Georg von Redern, der ein reicher Mann war, schloß 1572 mit Kaiser Maximilian II. einen neuen Vertrag, nachdem er abermals 10 089 Reichstaler an den kaiserlichen Landrentmeister von Schlesien gezahlt hatte, und zwar wurde ihm diesmal Groß-Strehliß für 18 Jahre verpfändet. Das Vermögen des Herrn von Redern, der übrigens viel zur Hebung von Groß-Strehliß getan hat, wuchs ebenso wie die Geldverlegenheiten der Kaiser gewachsen zu sein scheinen, und nach verschiedenen Neuverpfändungen der Herrschaft erwarb sie endlich Georg von Redern der Jüngere, der Sohn des vorigen, 1615 für 80 000 Taler. Die Verkaufsurkunde ist in Prag ausgestellt, und nach derselben erhielt Georg von Redern, Freiherr von Friedland und Reichenberg auf Cost und Preiskretscham die Herrschaft Groß-Strehliß als freies Eigentum mit allen

Rechten. Da jedoch Herr von Redern evangelisch war, behielt der Kaiser sich das Patronatsrecht vor, das später bei der Eroberung Schlesiens an die Krone Preußen überging. In die Wirren des dreißigjährigen Krieges verwickelt, verlor Georg von Redern Friedland, das der Kaiser seinem General Wallenstein gab. Groß-Strehlitz und Cost blieben aber im Redernschen Besitz.

Eine Groß-Strehlitz betreffende Urkunde aus dem 30 jährigen Kriege stammt aus dem benachbarten Kloster Himmelwitz und sagt: Als der General Mansfeld am 25. April 1626 bei Dessau vom General Wallenstein geschlagen wurde und durch Schlesien zog, um sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen Stephan Bathory zu vereinen, zogen die Groß-Strehlitzer Bürger mit demselben gegen das Kloster Himmelwitz, plünderten es, zerstörten die Bibliothek und führten alles Getreide mit hinweg. Die Mönche flüchteten in den Wald und hielten sich dort verborgen. Als Kaiser Ferdinand nach Vertreibung des Mansfeld Deutschland unumschränkt beherrschte, benutzte das Kloster diese Zeit, um sich den erlittenen Schaden ersetzen zu lassen. Die Groß-Strehlitzer wurden verklagt und mußten 1500 Taler Schadenersatz zahlen. Während des 30 jährigen Krieges wechselte Groß-Strehlitz seinen Besitzer. Georg von Redern der Jüngere starb 1637 kinderlos, und seine Schwester Margarete von Kolowrat folgte ihm im Besitz nach. Diese muß eine Frau mit literarischen Interessen gewesen sein, denn der schlesische Dichter Martin Opitz widmete ihr sein Werk „Judith“. In Groß-Strehlitz lebte sie aber nur kurze Zeit und starb, bald nachdem ihr die Herrschaft zugefallen war. Sie hinterließ zwei Töchter: Margarete und Sigunna. Margarete, die an einen Herrn von Promnitz vermählt war, übernahm die Herrschaft. Nach ihrem und ihres Mannes Tode kam diese an den Sohn ihrer Schwester Sigunna Kolowrat, die mit einem Colonna vermählt war.

Dieser Sohn war noch minderjährig, und sein Vater, Caspar Colonna von Vels verwaltete von 1650 ab die Herrschaft für ihn. Caspar war Protestant, hatte sich im 30 jährigen Kriege den Schweden angeschlossen und war mit diesen in Schlesien eingerückt. 1648 war er während der schwedischen Invasion Kommandant von Oppeln. Da er wegen seiner Teilnahme am Kriege beim Kaiser in Ungnade gefallen war, flüchtete er beim Friedensschlusse nach Polen, wo er Gelegenheit hatte, dem König näher zu treten, so daß Wladislaw IV. ihn zum Kömmerer und sein Nachfolger Kasimir ihn zum Oberadministrator der damals an Polen verpfändeten Herzogtümer Oppeln und Ratibor ernannte. Ob die Gunst der polnischen Herrscher nun auch in der Hofburg in Wien für Caspar Colonna sprach, oder ob er sonst Gelegenheit fand, sich seine Kriegssünden gegen den Kaiser vergeben zu machen, genug, er wurde von Kaiser Ferdinand VIII. 1656 in den Reichsgrafenstand erhoben. Wahrscheinlich war er vorher Katholik geworden, jedenfalls gehörte er später der katholischen Kirche an. Durch das Testament seiner Schwägerin, Margarete von Promnitz, war Groß-Strehliß nun an die Colonnas gekommen, in deren Besitz es bis zu dem 1807 erfolgten Tode des letzten Träger dieses Namens von der Schlesiſchen Linie blieb. Zunächst folgte dem Grafen Caspar sein Sohn Gustav, der ja ursprünglich als Erbe in dem Testament genannt worden war. Dieser war evangelisch und hatte starke Sympathien für die Kirche, der sein Vater ursprünglich angehört hatte. 1681 ging er mit Bohuslaw von Blacha als Deputierter der evangelischen Stände von Oberschlesien nach Wien, um die alte Religionsfreiheit und die Aufhebung des Gesetzes zu erbitten, wonach alle evangelischen Pupillen von katholischen Vormündern erzogen werden mußten. Die Chronik sagt, daß nach seinem Tode die Protestanten in Groß-Strehliß ihren Beschützer verloren hätten und in ihrem Widerstand

gegen katholische Einflüsse erlahmt wären. Die Nachkommen der alten Klostersürmer und Schwedenverbündeten von Himmelwitz traten nach und nach wieder zum Katholizismus über, so daß bei der Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen in Groß-Strehliß nur drei Protestanten dort zu finden waren.

Die Chronik sagt: „Das Volk war intolerant gegen jeden anders Denkenden, gleich viel ob er Jude oder Protestant war. Im Jahre 1736 wurde ein entlassener Soldat für einen Schwarzkünstler gehalten, weil er 18 Jahre lang nicht zur Beichte gegangen war. Es wurde ihm daher, als er starb, das Begräbnis auf dem Kirchhofe verweigert, und der Scharfrichter mußte ihn an der Feldgrenze begraben. Zehn Jahre später vermietete der Graf Colonna dem Juden Salomon für hohen Zins ein Haus in der Stadt. Sogleich beschwerten sich die Bürger bei der Oberamts-Regierung, daß ihnen Gefahr drohe, der Jude würde ihnen den Erwerb verkümmern. Der Konsens wurde daher zu dem Pachtvertrage versagt, und der Jude mußte auswandern. Die Chronik meinte: „Der eigentliche Grund, weshalb er fort mußte, war aber der Haß gegen seine Religion“.

Über die Bürger übte der Magistrat die Gerichtsbarkeit aus, auch bei den schweren Verbrechen. 1749 fragte der Stadtvogt Thomas Langer beim Grafen Colonna an, ob bei einer Kindesmörderin, die ihre Tat leugnete, die scharfe Frage nach den gewöhnlichen Graden vorgenommen werden sollte?“ Der Graf verwies ihn an das Oberamt in Oppeln. Jedenfalls bestand aber damals die Tortur noch in Groß-Strehliß.

Die Dorfbewohner lebten Anfang des 18. Jahrhunderts in vollkommener Leibeigenschaft und wurden gekauft und verkauft. So wurde 1706 die Familie Paterof von Georg Smiskal auf Domanowitz für 50 Gulden erworben; eine Familie aus Klein-Grauden kostete 17 Mark

und eine Untertanin aus Radau 5 Mark. Zu Weihnachten jeden Jahres wurden die jungen Männer und Mädels aus den zur Herrschaft gehörigen Dörfern auf dem Schloßhofs in Groß-Strehliß versammelt, daraus die besten für die Vorwerke der Herrschaft ausgesucht und die anderen als Knechte und Mägde dem Pfarrer oder anderen Personen, die sie brauchen konnten, zugewiesen.

Die Leute wohnten mit ihrem Vieh in einem Raum, und die Chronik behauptet, Öfen und Schornsteine wären damals noch unbekannt auf den Dörfern gewesen; auf dem Herde unter einem offenen Deckenloch sei geheizt und gekocht worden, und noch im Jahre 1750 habe der Pfarrer Gabriel Krzoska in Dallnie den Grafen Colonna um Erlaubnis gebeten, sich für 16 Gulden ein Stübchen bauen zu dürfen, damit er im Winter nicht mit dem Gesinde und den Kühen zusammen wohnen müsse.

Während der schlesischen Kriege hielten sich die Colonnas mit ihren Sympathien zu Oesterreich, da sie inzwischen wieder katholisch geworden waren, wofür der König Friedrich II. sie dann ziemlich scharf mit Steuern und Abgaben herannahm. Als im Jahre 1758 die Herrschaft Cost ihre Steuern schuldig blieb, befahl der damalige Kommandant von Zattorf in Cosel, daß sich der Graf Norbert Colonna, als Vormund des minorennen Besitzers von Cost, in Arrest einfinden solle. Durch Fürsprache des Herzogs Eugen von Württemberg, der General-Kommandant in Oberschlesien war, wurde der Haftbefehl zurückgenommen, aber kurze Zeit darauf im Februar 1760 wurde Graf Norbert Colonna dennoch, wenn auch aus anderen Gründen seiner Freiheit beraubt. Das kam so: Eine schwache Abteilung Oesterreicher befand sich in Groß-Strehliß. Die Offiziere und der Graf Colonna waren beim Erzpriester Franz Georg von Strachwitz und vertrieben sich dort die Zeit mit Kartenspiel. Plötzlich sprengten preußische Husa-

ren in die Stadt, überfielen die österreichischen Truppen und nahmen sie gefangen. Die Schüsse verrieten den Offizieren beim Erzpriester, was vorging; da öffnete der Erzpriester eine kleine geheime Pforte, die aus seiner Wohnung durch die Stadtmauer gebrochen war, und die Offiziere entkamen dadurch der Gefangenschaft. Für den Streich wurde aber der Erzpriester von Strachwitz und der daran beteiligte Graf Colonna durch ein preußisches Husaren-Kommando aufgegriffen und nach Brieg ins Gefängnis gebracht. Der Erzpriester muß bald darauf gestorben sein; denn schon im nächsten Jahr ist sein Nachfolger im Amt Friedrich von Huck. Die Haft des Grafen kann sich aber nicht zu streng gestaltet haben, denn in der lustigen Gesellschaft, die er in Brieg vorfand, wurden täglich 8 bis 12 Quart Ungarwein getrunken, die der Graf allein bezahlte. Trotzdem schrieb er an den König, daß er „bereits 13 Monate auf der Festung sei, ohne zu wissen, weshalb er dem Könige mißfallen habe“. Und als keine Antwort kam, wandte er sich an den Minister von Schlabrendorf, der ihm antwortete: Se. Majestät sei mit der Treue der Oberschlesier sehr unzufrieden.

Im selben Jahre wurde er aber doch aus der Haft entlassen und starb kurz darauf in Brieg, da er den vielen Ungarwein bei mangelnder Bewegung nicht vertragen hatte.

Durch die Kriegszeiten waren die Colonnas in schlechte Vermögensverhältnisse gekommen, und das änderte sich erst, als Franz von Harrasowsky 1761 Vormund des minderjährigen Grafen Philipp Colonna wurde. Dieser Harrasowsky, ein gebildeter und kluger Mann, verkaufte zunächst die zu Groß-Strehliß gehörige Herrschaft Tost für 162 000 Gulden an den Grafen von Posadowsky und wandte dann sein Augenmerk der Eröffnung neuer Geldquellen zu. Er sagte sich, daß durch den Verkauf von Bau- und

Klafterholz und durch dessen Verwendung zur Eisensfabrikation, bei der großen Wasserkraft der Malapane, in den Urwäldern der Herrschaft Groß-Strehlitz eine fast unerschöpfliche Geldquelle verborgen liege. Nachdem er dafür gesorgt, daß sein Mündel eine sorgfältigere Erziehung genossen und die verschiedensten Studien getrieben hatte, machte er ihm bekannt, daß die Herrschaft schuldenfrei sei, nur 10 000 Reichstaler, die Herr von Harrasowsky hineingesteckt hatte, ließ er für sich auf Groß-Strehlitz eintragen. Als Graf Colonna das 21. Jahr erreicht hatte und seinen großen Besitz nun selbst verwalten sollte, bat er den väterlichen Freund, dies auch ferner für ihn zu tun und ging auf Reisen. Er sah Mittel- und Süddeutschland, wo der Kulturunterschied auf dem platten Lande ihn besonders nachdenklich machte und traurig stimmte im Vergleich mit seiner Heimat. Dann bereiste er Italien, Frankreich und England, von überall her die zärtlichsten und eingehendsten Briefe an seinen alten Freund Harrasowsky schreibend. Dieser mußte auch den Freier für ihn machen, als er sich in die junge Gräfin Lütichau verliebt hatte. Seine Bewerbung wurde aber aus Religionsgründen abgeschlagen, und Graf Philipp blieb unvermählt und führte späterhin das Leben eines Sonderlings. Zunächst suchte er aber seinen Liebesschmerz auf Reisen und durch Studien zu vergessen. Vereint mit Herrn von Harrasowsky war es sein Bestreben, die Eisenindustrie auf seinen Besitzungen ins Leben zu rufen. 1780 erhielt er vom königlichen Oberbergamt die Erlaubnis, bei Groß-Stanischn einen Hochofen und mehrere Frischfeuer anzulegen. So entstand der erste Hochofen von Colonnowska, der mit Blasebälgen betrieben, wöchentlich eine Ausbeute von 300 Zentnern Roheisen lieferte. Als Colonna in Siegen die Fabrikation der Kolben sah, ließ er sogleich in Sandowitz ein Kolbenfrischfeuer nebst Zahnhammer bauen. Ebenso suchte er in England gemachte Beobachtungen zu verwerten. Um den

Wassermangel des Colonnowskaschen Hochofens zu beseitigen, beschloß er den Bau der großen Schleuse bei Malepartus und die Anlage eines Kanals, das großartigste Werk seines Lebens, wodurch es möglich wurde, im Jahre 1805 den zweiten Hochofen in Colonnowska anzulegen. Wie Colonnowska dem Grafen zu Ehren seinen Namen erhielt, wurde die angrenzende Kolonie Harraßowska, dem treuen Freunde und Berater des Hauses zu Ehren, genannt. Ebenso emsig wie Colonna sich nach seiner 1781 erfolgten Rückkehr aus dem Auslande um den Hüttenbetrieb bemühte, kümmerte er sich auch um die Hebung der Ökonomie. Es wurden Entwässerungsgräben geschlagen, Düngemittel durch Schlammerde, Kalk usw. angeschafft und der Kartoffel- und Kleebau eingeführt. Der Viehzucht wandte er auch sein Augenmerk zu, und bei Olschowa, Salesche und Czarnosin wurden große Obstgärten angelegt. Bei der Köhlerei wurde die Siegensche Methode eingeführt, „um den vierten Teil mehr an Kohlen zu gewinnen“, und auch für den Nachwuchs des Waldes auf den abgeholzten Stellen wurde gesorgt. Dabei wurde ein beständiger Krieg gegen die Wölfe geführt, die noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts in großer Menge in den Wäldern hausten. Graf Colonna, der als reicher Mann viel auf Reisen war, auch oft längere Zeit in Berlin lebte, wo Friedrich Wilhelm II. ihn besonders auszeichnete, hatte sich in religiösen Sachen freiere Ansichten angeeignet und wollte auch die „Untertanen“ besser behandelt sehen, als das zu den Gewohnheiten des nun hochbetagten Herrn von Harraßowsky gehörte. Bei aller Freundschaft zwischen den beiden Männern gab das zu Zerwürfnissen Anlaß, und der Graf entschloß sich, seine Residenz nach Tworog zu verlegen, während er Harraßowsky Groß-Strehliß als Wohnort und zur speziellen Verwaltung überließ.

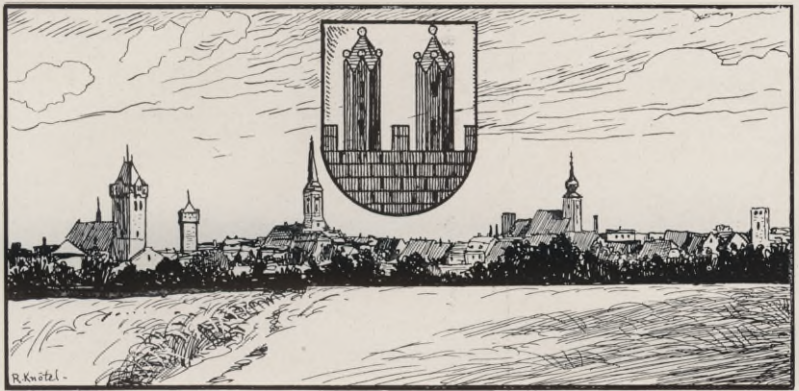
Harraßowsky starb 1806, und Graf Colonna übergab die Verwaltung seiner Güter dem Oberamtmanne Kowollif,

der aus einer „erbuntertänigen“ Familie hervorgegangen, sich durch Umsicht und Tüchtigkeit zu einer freien und geachteten Persönlichkeit entwickelt hatte. Colonna fränkelte viel und besuchte die verschiedensten Bäder. So war er 1806, als das Unglück über Preußen hereinbrach, in Ungarn, und sein körperlicher Zustand machte ihm die Rückkehr unmöglich. Er wollte die Königin Luise, die er stets nur „die schöne Königin“ nannte, zu seiner Erbin machen, starb aber am 9. Juli 1807 ohne Testament in dem ungarischen Dorf Cztaray.

Der Wert der Herrschaft Groß-Strehliß und Tworog nebst den schuldenfreien Gütern Olschowa und Dzieschowitz und dem vorhandenen Barvermögen betrug etwa 3 Millionen Reichstaler. Die Erben waren zunächst unbekannt. Nun hatte 1747 Graf Karl Colonnas Tochter Margarete den Baron Franz Joseph von Reischwitz auf Birawa und Grabowka geheiratet. Aus dieser Ehe stammte eine Tochter, Charlotte, die in erster Ehe den Grafen Gaschin auf Reichwaldau, in zweiter den Freiherrn von Gastheimb geheiratet hatte. Aus der ersten Ehe stammten zwei Söhne und eine Tochter Mloysia, die an den Grafen Renard vermählt war. Die Freifrau von Gastheimb meldete sich nun als erste Erbin, und gleichzeitig meldete sich der kaiserlich österreichische Kämmerer Graf Desfours, ein Urenkel des Grafen Karl Colonna. Beide waren im vierten Grade mit dem Erblasser Colonna verwandt, und einigten sich nach vielem Streit dahin, daß dem Grafen Desfours 1 031 929 Reichstaler herausgezahlt wurden und die Gastheimbs das übrige Vermögen und die Güter übernahmen. Zu den Gastheimbschen Erben gehörten auch die Kinder aus erster Ehe der Baronin Gastheimb, die Grafen Gaschin, und als diese wiederum unter sich teilten, kam die Herrschaft Groß-Strehliß an den Sohn der Mloysia Gaschin, die mit Graf Renard verheiratet gewesen war, an den Grafen Andreas

Renard, der bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hier lebte und von dem sie, da seine beiden Söhne vor ihm starben, der Enkel Herr Mortimer von Tschirsky erbte. Dieser wurde unter dem Namen Tschirsky-Renard in den Grafenstand erhoben, und die Leser werden den Namen oft gelesen haben und sich dabei der Strehlißer Kaiserjagden erinnern. Der alte Name Strzelec hat seine Berechtigung behalten, aber an Stelle der Wölfe, Luchse und Biber, die einst hier erlegt wurden, sind riesige Strecken von Hasen und Fasänen getreten, die für den, der Wild und Wald kennt, Zeugnis ablegen vom Fortschritt der Kultur in unseren Ostmarken.

---



Pitschen.



**P**itschen ist ein merkwürdiges Städtchen, dicht an der polnischen Grenze. Man könnte es wohl das oberschlesische Nürnberg nennen, denn seine alten Umfassungsmauern mit den drei Wachttürmen sind noch erhalten. Aber keine Urkunde, keine mündliche Überlieferung hat das Andenken an die Zeit bewahrt, da diese Mauern gebaut wurden und die alte polnische Siedelung sich damit in eine Grenzfestung verwandelte. In undurchdringliches Dunkel bleibt die Entstehungsgeschichte der Stadt gehüllt, und man weiß nicht einmal, ob sie, wie Konstanz, mit deutschem Recht „ausgesetzt“ wurde, oder ob ein Piastenherzog die schon bestehende Stadt wie einst Oppeln mit deutschem Recht „begabete“. Und ebenso geheimnisvoll wie der Ursprung der Stadt bleibt es, weshalb die Pitschener Kathedrale, deren Größe in keinem Verhältnis zur Größe des Ortes und zu den Bedürfnissen der dortigen Gemeinde steht, in solchen Dimensionen einst gebaut wurde, ja, sogar das Jahrhundert dieses „Einst“ steht nicht fest. Doch nimmt man an, daß diese Kirche ad St. Nicolaum, die Stadtmauer und die Fundamente des alten Rathauses aus der gleichen Zeit stammen, da die Ziegel, der Verband derselben und ihre Unzerstörbarkeit bei diesen Bauten genau dieselben sind, und man glaubt, daß als Bauzeit die Mitte des 13. Jahrhunderts angenommen werden kann. Diese immerhin vage Annahme steht mit der Bischofsfrage, die sich an Pitschen knüpft, freilich im Widerspruch, denn diese behauptet, Pitschen sei 1041 ein Bischofssitz gewesen, und die Kirche stamme aus jener Zeit. Es ist aber möglich, daß diese Sage auf eine Verwechslung zurückzuführen ist, denn eine schriftliche Urkunde besagt: Bischof Leonhart von Wohlau habe seinen Sitz nach Pitschin, oder „wie es etliche nennen“ Ritschen verlegt. Ritschen lag aber im Oderwalde zwischen Ohlau und Brieg, wurde im 15. Jahrhundert zerstört

und in seinen Ruinen hat man die Überreste einer bis ins Heidentum hinaufreichenden Burganlage erkennen wollen. Es wäre also möglich, daß der Bischof, der damals hart bedrängt wurde, sich in das feste Schloß von Ritschen flüchtete. Wie dem auch sei, Pitschen läßt sich seine Bischofs-  
sage nicht nehmen und sicher ist, daß die Stadt schon 1278 unter dem Piastenherzog Boleslaw als Ort von einiger Bedeutung in einer Urkunde genannt wird. Die Schreibweise des Namens wechselt: Pitschin, Pizina, Byszina. Wie der Name entstand, bleibt ebenso unaufgeklärt wie die Gründungszeit der Stadt. Zum ersten Male taucht der Name auf in einer Urkunde von 1268, wo erwähnt wird, daß Pitschen durch den Wald, „so man preseca nennt“, vom Namslauer Gebiet geschieden sei, auf der anderen Seite aber an die großpolnischen Herzogtümer grenze. Preseca hieß der Bannwald, der die Grenze der Schlesi-  
schen Herzogtümer gegen Großpolen schützen sollte und in dem zwischen stehengebliebenen Hochstämmen mächtige Verhaue von gefällten Bäumen und Dornenhecken aufgeführt wurden, die alles wehrhafte Volk verpflichtet war zu unterhalten. Dieser Wald umfaßte die Grenze in einer Breite von ein bis drei Meilen und war wohl in dieser primitiven Art befestigt worden, als sich 1163 Schlesien von Polen getrennt hatte. In Sprache und Sitten blieb es freilich zunächst polnisch. Es zerfiel nach polnischem Recht in 17 kleine Fürstentümer, zwischen denen es beständig Fank und Streit gab. Pitschen wechselte in der folgenden Zeit sehr oft seinen Landesherrn. 1248 wird Herzog Heinrich IV. von Schlesien vom Bischof gebannt, weil er neben allerhand anderen üblen Taten auch „eigenmächtig den Zehnten in Piszina“ erhoben hatte. 1287 fällt Pitschen an Herzog Boleslaw, 1294 wird es in der Abtretungs-  
urkunde Herzog Heinrichs V. genannt, gehört dann zum Herzogtum Glogau, und 1323 ist sein Besitzer der Herzog

Konrad von Ols. Dieser verliert Hab und Gut im Kampf gegen Boleslaw III. „also, daß er auf seinem letzten Pferde in einen leinenen Mantel gehüllet einherritt“, und Pitschen fällt nun an Brieg. 1329 wird es böhmisches Lehen, 1341 wird es gar an Polen verpfändet, bis 1348. In diesen sieben Jahren geht es der Stadt aber nicht schlecht unter dem polnischen Kasimir, unter dessen weiser Regierung das Wort entstand: er habe sein Land hölzern übernommen und gemauert zurückgelassen. 1348 wird Pitschen eingelöst, 1356 aber schon wieder an die Herzöge von Schweidnitz verpfändet. So geht es weiter, die ganze Piastenzzeit hindurch; die Stadt wird erobert, verpfändet, vererbt, versetzt, bis im Jahre 1675 der letzte Piast, Georg Wilhelm Incomparabilis jung stirbt und die Stadt nun an das Haus Habsburg fällt. Man sollte meinen, das kleine Gemeinwesen habe es in diesen wechselvollen Zeiten nie zur Wohlhabenheit bringen können; aber sei es nun, daß die Stadt sich durch ihre Mauern und Türme vor allzu argen Zumutungen schützte, sei es, daß ihre Bürger besonders geschickt das städtische Schifflein durch die wogende Brandung der unruhigen Zeiten zu steuern wußten, kurz, der Ort schwang sich trotz seiner Kleinheit zu einer gewissen Bedeutung empor. 1396 hielt Herzog Heinrich IX. sogar hier Hof, und schon während des 14. und 15. Jahrhunderts kommen eine Menge Pitschener Bürger zu Ehren und Ansehen im Lande. Dazwischen gab es freilich auch wieder schwere Kriegszeiten. 1588 wird der Streit um die Krone Polens zwischen Maximilian von Osterreich und Sigismund von Schweden auf der Pitschener Flur ausgefochten, endet mit der Niederwerfung Maximilians, und die polnische Soldateska plündert Pitschen und brennt die Stadt vollständig nieder. Nur die Umfassungsmauern mit ihren Türmen und die Kirche ad St. Nicolaum bleiben unverfehrt. Und unverfehrt scheint auch der Mut und die Unternehmungslust der

Pitschener geblieben zu sein, denn sofort wird wieder mit dem Aufbau der Stadt begonnen. Der Schule wird dabei besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Um 1600 gab es schon einen Rektor, einen Kantor und einen Auditor an dieser Schule, während vor 1588 stets nur vom „Schulmeister“ die Rede ist; und die Pitschensche Schule, deren Lehrpläne aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts noch erhalten sind, stellt sich uns bald als eine Art polnisches Gymnasium dar und wird als solches viel von auswärtigen Polen besucht. Eine Urkunde aus dem Ende des 17. Jahrhunderts sagt: „die pitschnische Schule wegen der daselbst in der polnischen Sprache sich übenden Jugend, stand jeder Zeit in sehr gutem Flor und stiegen aus derselben sonderlich in latinitate wohlfundierte Ingenia. Der anno 1654 hier docirende Rector Ducius war in allen Sprachen und mehrentheils durch Europam bis in Asiam ein unvergleichlicher, erfahrener und peregrinirter Mann und würckte seine Leute aus.“ Der erste, 1601 gestorbene Rektor der Schule, Christophorus Süßenbach, bewährte seine Menschenfreundlichkeit neben seiner Gelehrsamkeit in schweren Zeiten so sehr, daß sich ein ganzer Sagenkreis um seine Persönlichkeit gewoben hat. In schweren Zeiten hat es aber der kleinen Stadt nicht gefehlt, denn nach dem schon erwähnten großen Brande von 1588 hatte sie kaum Zeit, sich zu erholen bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, während dessen Dauer sie 1624 von den Polen, 1627 von den Dänen, 1634 von den Österreichern und 1643 von den Schweden eingenommen und geplündert wurde. Trotz alledem bestand die Schule fort und erreichte eine besondere Blüte unter dem Enkel des Rektor Süßenbach, Johannes Herbinus mit Namen, von dem der Lehrbericht aus dem Jahre 1660 stammt. Dieser Herbinus wirkte in seiner Vaterstadt Pitschen, nachdem er ein bewegtes Leben im Auslande geführt, Professor primarius in Bojawien, Rektor

scholae in Stockholm und gar stellvertretender Pastor in Grauda in Preußen gewesen war. Er hat eine Menge gelehrter polnischer Werke hinterlassen, und da er von 1599 bis 1676 lebte, der dreißigjährige Krieg also in seine besten Mannesjahre fiel, spricht es für seine Fähigkeit und Leistungsfähigkeit, daß er es in diesen unruhigen Zeitläuften als Gelehrter und Erzieher zu so großem Ruf gebracht hat. Neben der Schule behaupteten sich auch die Handwerker-Innungen. Die Briefe und Urkunden über ihre Vorrechte waren 1588 verbrannt, aber nach und nach kamen alle wieder darum ein, und aus einer späteren Urkunde erfahren wir, daß es im 17. Jahrhundert in Pitschen gab: 12 Brot- und 12 Fleischbänke, 25 Schuster, 18 Schneider, 7 Kürschner, 21 Weber und 23 Schmiede und Schlosser. Eine besondere Bestimmung betrifft die Schmiede. Sie dürfen das Bürgerrecht nur erwerben, wenn sie vorher angeschafft haben: ein Seitengewehr, eine Sturmhaube und eine Muskete, und sie müssen geloben damit zur Hand zu sein, so man ihrer bedarf. Der Meistereid wurde geleistet „kniehende, mit entdecketen Häuptern, ausgestreckten Armen und aufgehobenen Fingern“. Unter dem Herzog Georg von Brieg 1553 wird der Besitzstand der Stadt aufgeführt, dessen vornehmster Teil in ausgedehnten Waldungen und Wiesen bestand; dann werden noch genannt: „Das Gut Polanowitz, das Gut Jeschkendorf, das Rathaus mit dem Keller, drei Bräuhäuser, drei Malzhäuser, der Salzmarkt, drei Jahrmärkte und eine Badestube“. Diese „Badestube“ vertrat damals den Arzt und Apotheker. Ihr Besitzer, der Bader, war eine wichtige Persönlichkeit, geschickt in allerlei Handleistungen und vertraut mit Tränklein und Mixturen gegen die verschiedenen Gebrechen. Er ließ auch zur Uder und wandte Douchen und Abreibungen an. Die Besucher der Badestube, die nicht gerade krank waren, verlangten aber auch nach dem Bade leibliche Erquickungen,

anregende oder beruhigende Getränke und dergleichen. So wurde dem Bader eine Art von Schanffkonzession erteilt, und es war ihm damit gute Gelegenheit gegeben, sich zu bereichern. Der erste und seinerzeit alleinige Bader in Pitschen war Siegmund Freyer, der sich um 1600 in einer Pestepidemie so große Verdienste um die Stadt erwarb und solchen Einfluß gewann, daß er zum Bürgermeister erwählt wurde.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wo die Standesvorurteile größer waren und schärfer hervortraten als heute, sind die häufigen Heiraten Pitschener Kleinbürger mit vornehmen Frauen auffallend, und man kann wohl daraus schließen, daß es den Pitschenern gut ging und sie ihren Frauen ein angenehmes Leben bereiten konnten. Von solchen Verbindungen nennen die Kirchenbücher z. B.: Der Weber Johann Falk mit Constatia von Chleahowski, der Bürger Ernst Friedrich Kitzing mit Eva Rosin von Sabottendorf, der Schlosser Georg Besser mit des Pastors Schiller in Pampitz Tochter, der Schuhmacher Gottfried Wegier mit Frau Margarete natu de Pritzelwitzin, der Zuckerbäcker Jabe mit Frau Sophie Helene geb. v. Treskow usw. Aus derselben Zeit findet sich eine Rechnung vor über die Kleidung der beiden Stadtdiener, die ziemlich seltsam und kostspielig gewesen sein muß, denn es wurden dazu gebraucht: 17 Ellen blaues Tuch, 3 Ellen rotes Tuch, zwei Paar „lederne Felle“ und 9 Dutzend große und kleine Knöpfe.

Tief eingreifend in das Leben der kleinen Stadt war der Übergang von der Habsburgischen zur Friederizianischen Oberhoheit. Zwar waren auch die Habsburger bessere Landesherren gewesen, als die ewig streitenden und an beständiger Geldnot leidenden Piasten-Herzöge; da aber fast die gesamte Einwohnerschaft Pitschens in der Reformationszeit unter dem Einfluß des Pastors Albertus

Opala zum Protestantismus übergetreten war, so hatte die streng katholische Landeshoheit sich doch oft empfindlich fühlbar gemacht, und die Pitschener kamen nun dem protestantischen König mit Sympathie entgegen. Dieser kümmerte sich auch bald sehr intensiv um das Städtchen, indem er ihm zunächst im Jahre 1745 eine neue, bis in alle Details ausgearbeitete Stadtordnung angedeihen ließ, in der auch das Bau- und Armenwesen berücksichtigt wurde. In der vom Pastor prim. Kölling bearbeiteten Chronik steht hierüber zu lesen: „Unter den Pfälzenherzögen hatte die Stadt eine beinahe unbeschränkte Selbstverwaltung genossen, dafür aber nur einen sehr schwachen Schutz der Landesherren für sich gehabt. Die Habsburger hatten die Selbstverwaltung an sich nicht angetastet, sie hatten nur die Beamten im katholischen Interesse eingesetzt; der große Friedrich wollte sein Volk erziehen, und dazu war eine straffe und strenge Zucht nötig, und die städtischen Beamten mußten des Königs Beamte sein; und, als sie das nicht ausreichend waren, da wurde ein königlicher Stadtdirektor über die städtischen Beamten gesetzt, und vielleicht war dieses Verhältnis ein sehr geeigneter Übergang zur neuen Zeit“ usw. Die erste spezielle Sorge des Königs für Pitschen betraf — abgesehen von dem ihr bestellten Stadtdirektor — die Anpflanzung von Bäumen, und der König ließ alle Jahre energisch anfragen, wie viel Bäume gepflanzt worden seien; die zweite königliche Fürsorge betraf den Anbau der Kartoffeln, und 1757 wurde der erste Kartoffelbericht von der Regierung eingefordert. Dann wollte der König, daß die Pitschener ihr Holz schonen und dafür ihre Torfstiche ausnützen sollten. Dazu hatten sie erst gar keine Lust; aber der König ließ nicht nach und schickte 1764 dem Magistrat eine Garnitur Torfmesser, die aber die Stadt bezahlen mußte, und zur Ausführung seiner Wünsche den königlichen Torfinspektor Huyen, der große Torflager entdeckte. End-

lich zog der König fremde Kolonisten heran, einen Nagelschmied aus Terespol, einen Hutmacher aus Hamburg, einen Lohgerber aus dem Voigtlande und Tuchmacher aus Polen. Um das Handwerk zu schützen, war „denen Schutzverwandten höheren Ranges keine der hier betriebenen Professionen zu treiben erlaubt, sondern nur die schönen Künste und Wissenschaften, der niederen Klasse aber nur Arbeit ums Tagelohn“. Als die Stadt 1757 noch einmal das Unglück hatte, fast vollständig abzubrennen, ließ der König ihr einen Vorschuß auszahlen und sicherte den kommenden Bürgern Akzisesfreiheit zu. 1769 war die ganze Stadt wieder aufgebaut, und zwar entgegen der Sitte der Zeit in dortiger Gegend nicht von Holz, sondern ganz massiv, mit Ziegelmauern und Dächern. Seitdem entstand kein nennenswerter Brand mehr, und die Pitschener Bürger konnten in fortschreitendem Wohlstande ihrem Erwerb nachgehen, den sie auf ihren Handelswegen zum größten Teil über der Grenze fanden und wohl noch finden. Seit 1872 ist die Stadt Bahnstation, und Pastor Kölling sagt von den Pitschenern in seiner Chronik: Sie sind ein eigen Völkchen, ziehen gern in die Ferne, wo viele von ihnen ihr Glück gemacht haben, halten zusammen und kehren sehr gern wieder in die Heimat zurück, an der sie mit großer Liebe hängen. Im Umgange mit Vornehmen ist der Pitschener Bürger zwar bescheiden, aber nichts weniger wie kriechend, wie man ihm denn ein gewisses Selbstbewußtsein nicht absprechen kann, welches zu sagen scheint: Meine Vorfahren sind hier in dieser Stadt seit Jahrhunderten angefessen, ich habe nicht nötig, mich vor jemand zu demütigen. Man wird kaum in irgend einer anderen ebenso kleinen Stadt einen so selbstbewußten Bürgerstand finden als hier.“



Cosel.



**A**us dem Jahre 1104 kommt die erste Urkunde über Cosel; aber es ist darin nicht von der Gründung des Ortes die Rede, sondern von seiner Zerstörung. Es ist also nicht zu sagen, wie lange vorher schon die Grenzburg Cosel bestand. 1104 begannen die Heerfahrten der Polen gegen Mähren, und bei einem der damit zusammenhängenden Kämpfe wurde Cosel verbrannt, bald darauf aber durch Boleslaw III. wieder aufgebaut. Von der Mitte des 12. Jahrhunderts ab bis 1281 gehörte Cosel zum Herzogtum Ratibor und Oppeln und wurde in dieser Zeit wie in der nachfolgenden, wo es unter eigenen Fürsten stand, von Piastenherzögen regiert. Vom Jahre 1289 existiert noch die Original-Urkunde auf Pergament, wonach Kasimir II. sein Herzogtum der Krone Böhmen als Lehen unterwarf und damit die Abtrennung von Polen vollzog. Dieses merkwürdige Dokument bringt das Gefühl der Unsicherheit, unter dem ganz Schlesien damals litt, so recht zum Ausdruck. Herzog Kasimir erklärt darin: „Der Schöpfer habe in jede Creatur den Trieb gelegt, sich zu erhalten und im Anlehnen an andere zu stützen. Auch er, Kasimir, habe seiner Erhaltung wegen und um wirksameren Schutz gegen seine Bedränger zu erlangen, sein Herzogtum, seine Burgen und Städte wie auch die Besitzungen des Adels und der übrigen Untertanen, mit deren Zustimmung, der Botmäßigkeit der Könige von Böhmen ergeben, habe alle vom Eide der Treue gegen sich entbunden, und auf die Freiheit, welche seine Vorfahren, die Herzöge von Oppeln und er selbst bisher genossen, keinem Fürsten unterworfen gewesen zu sein, verzichtet.“ Er bekennt weiter, daß er von seinem Herrn, dem Könige, das Herzogtum zurückerhalten habe, und daß er seinem Lehensherrn ewige Treue und Beistand gegen jedermann gelobe.

Der Herzog verlor dabei nichts von seinem Recht über Leben und Tod seiner Untertanen, er konnte Gesetze er-

lassen und Münzen schlagen; das Heer wurde nicht unter die böhmischen Truppen gemischt, sondern hatte eigene Führer; aber anstatt des weißen Adlers im roten Felde nahm man unter böhmischer Oberhoheit den schwarzen Adler in gelbem Felde für die Banner an. Viele von den schlesischen Piastenherzögen machten es ebenso wie Herzog Kasimir, und der Anschluß Schlesiens an Böhmen fand eine internationale Anerkennung insofern, als König Kasimir von Polen mit König Johann von Böhmen 1335 einen Vertrag schloß, in welchem König Johann den bisher geführten Titel eines Königs von Polen aufgab, König Kasimir dagegen allen Ansprüchen auf die Gebiete entsagte, die sich bereits der Krone Böhmen unterworfen hatten. Diese Abtrennung Schlesiens von Polen war nicht Folge einer Eroberung, sondern entstand aus dem Übergewicht heraus, das die deutsche Kolonisation erlangt hatte.

Der anfangs ziemlich große Umfang des Herzogtums Cosel — es hatten Gleiwitz, Ujest, Peiskretscham, Slawentzitz usw. dazu gehört — verringerte sich bald, nachdem es eigene Herzöge bekommen hatte. Es war nun einmal Piastensitte, das Gebiet des Vaters bei dessen Tode unter den Söhnen zu teilen. Dadurch verminderten sich die Einkünfte, und um zu Gelde zu kommen, wurden Landesteile verkauft und verpfändet. Aus der beständigen Geldnot zogen die Städte Vorteile, indem sie mannigfache Privilegien erkauften, und die Landbesitzer, indem sie die Gerichtsbarkeit über die ihnen unterstellten Güter erwarben und damit das Recht „zu hängen, zu enthaupten, zu blenden, zu prügeln, zu rädern“ usw.

1356 tuen Ratmann und Gemeinde der Stadt Cosel kund, daß Beatrice, die Tochter des zuletzt verstorbenen Herzogs, die Herrschaft Cosel dem Herzoge Conrad von Ols verkauft habe. Bis 1476 blieb die Stadt im Besitz der Herzöge von Ols und Münsterberg. Dann scheint König

Mathias von Ungarn Rechte an deren Besitz gehabt zu haben, denn 1479 erhält Kasimir von Teschen Schloß und Fürstentum Cosel nebst 2000 ungarischen Gulden vom König Mathias geschenkt. Dann nahm Puta von Riesenberg und Swihow die Herrschaft Cosel in Pfandbesitz, und von den Riesenbergs kaufte sie 1509 Herzog Johann von Oppeln, der sie bis 1532 besaß und von dem sie der Markgraf Georg von Brandenburg erbt. Nach dem Tode des Markgrafen fiel die Herrschaft schließlich an Kaiser Ferdinand, der sich sogleich nach einem Pfandherren für dieselbe umsaß. Cosel kam nun als Pfandbesitz an Herrn Otto von Jedlitz auf Parchwitz, dann 1563 an Johann Freiherrn von Oppersdorf. Die Oppersdorfs blieben hier bis 1617, wo Andreas von Kochtitzki auf Lublinitz, Koschentin und Turawa die Stadt Cosel mit den Dörfern Wiegsschütz, Reinschdorf, Machnitz, Kamionka, Poborischau usw. kaufte.

Aus der nun beginnenden Zeit des dreißigjährigen Krieges berichtet der Historiograph Samuel Frhr. von Pufendorf über die Einnahme von Cosel: Als 1626 Herzog Ernst von Sachsen-Weimar mit der dänischen Armee Schlesien attackierte, bemächtigte er sich der Städte Jägerndorf und Leobschütz und ging von da auf Cosel. Als nun im September die Friedländischen nachfolgten, stellten sich die Dänen jenseits der Oder, als wollten sie die Flucht nehmen. Wallenstein setzte ihnen mit drei Regimentern nach. Da wendeten sich die Dänen unversehens und machten, von der aus Cosel ausfallenden Besatzung unterstützt, Tausende der Friedländischen nieder, verschanzten sich in Cosel sehr stark und führten das Wasser rings um die Festung. Inzwischen avancierte Wallenstein mit seinem übrigen Volk und griff die Dänen nochmals an, die sich diesem Angriff nicht gewachsen fühlten. Die Obersten Ssubna und Baudissin zogen in aller Stille des Nachts mit 4000 Reitern ab und übergaben dem Obersten von Karpezan mit drei Regi-

mentern das Kommando in Cosel. Jetzt war es für die Wallensteiner leicht die Stadt zu nehmen, die am 11. Juli 1627 kapitulierte.

Weil nun Kochtizki, der die feindlichen Truppen selbst in die Stadt geführt, einen Hochverrat begangen und als Rebell flüchtig geworden war, wurden seine Herrschaften von Kaiser Ferdinand II. konfisziert und Cosel u den Kammergütern gezogen. Kochtizki trat ganz in dänische Dienste über, erscheint 1632 als dänischer Kriegs- und Legationsrat; später kam er aber in kaiserliche Gewalt und starb in der Gefangenschaft in Wien.

Nachdem seine Güter vom Kaiser Ferdinand eingezogen waren, wurde Georg von Lippa „kaiserlicher Hauptmann der Herrschaft Cosel“. 1645 wurde die Herrschaft aber schon wieder an Polen verpfändet. In diesen unsicheren Zeiten war es Sitte, bares Geld zu vergraben oder im Wasser zu versenken. Da heißt es z. B. von der Hinterlassenschaft des Hans Krompeiz in Poborischau, seine Frau habe 200 Taler in einem kupfernen Ofentopf und 500 Taler in einer zinnernen Kanne aus einem Tümpel gezogen, in einem Bienengarten seien Dukaten und in einer hohlen Weide viel anderes Geld aufbewahrt worden. Auch im Coseler Schlosse sollte ein Schatz eingemauert sein, um den ein langjähriger Prozeß resultatlos geführt wurde. 1666 löste Kaiser Leopold die verpfändeten Fürstentümer und damit auch Cosel wieder ein. Nun wechselten wieder verschiedene Hauptleute hier, die im Namen des Kaisers regierten. Aber schon 1735 schrieb die Wiener Hofkammer an die Schlesiſche Kammer, der Kaiser sei willens, die Herrschaft Cosel lehensweise zu veräußern. Darauf erwarb Graf Ferdinand Plettenberg die Herrschaft für 50 000 Gulden. Von 1735 bis 1800 war sie im Besitz der verschiedenen Grafen Plettenberg, wurde unter diesen Herren also preußisch. 1765 mußte sie sequestriert werden, Graf

Plettenberg zog nach Wien, und Oberamtmann Riemer nahm die Herrschaft in Pacht.

Im Jahre 1800 fiel Cosel an die nunmehrige Krone Preußen, nachdem Graf Plettenberg die Herrschaft Ratibor dagegen eingetauscht hatte.

Was nun die Festungswerke betrifft, so hatte Friedrich der Große schon nach dem ersten schlesischen Kriege eine stärkere Befestigung Cosels gewünscht. Nach „Rüdenbecks Tagebuch“ besuchte der große König Cosel zuerst 1747, dann 49, 52, 54 und zuletzt im August 1764. Dazwischen war Cosel 1745 wieder einmal von den Österreichern eingenommen worden. Bei den Bestrebungen, Schlesien wieder zu gewinnen, lag den Österreichern viel an Cosel, und die von Friedrich dem Großen geplanten vergrößerten Befestigungen wurden zunächst gegen ihn ausgeführt, indem die Österreicher den Ort mit vier Ravelins verstärkten. Trotzdem wurde Cosel bald darauf wieder von den Preußen genommen und die nötigen Verstärkungsarbeiten wurden nun zum Teil ausgeführt. Vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges waren die Arbeiten noch nicht völlig beendet, aber der damalige Kommandant von Lattorf hielt die Festung und verteidigte sie dem gefürchteten Laudon gegenüber, so daß sie damals schon in den Ruf der Uneinnehmbarkeit kam. In dieser Zeit wurde das Geld in der Festung so knapp, daß Lattorf Notmünzen ausgab, die aus Kartenblättern bestanden, deren Wert durch Handschrift und Siegel des Kommandanten bestätigt wurde. Auch der Magistrat gab damals Notmarken von Messingblech aus, die das Stadtwappen und die Jahreszahl 1761 trugen. Lattorf starb noch während des Krieges, und ein Jahr vor dem Hubertusburger Frieden wurde Freiherr von Saß Kommandant von Cosel. Er war ein geborener Kurländer, von Friedrich Wilhelm I. seiner Größe wegen veranlaßt worden in preussische Dienste zu treten, wo er schnell avancierte. Nach

dem Friedensschluß sorgte der König dafür, daß die Festung abermals verstärkt und mit Proviantmagazinen versehen wurde. Im November 1779 schrieb er an den General von Holzendorff: „Ich muß für Cosel noch 20 Stück zwölfpfündige eiserne Kanons haben und verlange zu wissen, wenn das alte Eisen von dem Geschütze an den Etatsminister Freiherrn von Heinitz geliefert wird und daraus neue Kanons gegossen werden, was das kostet?“

Die Zeit, wo Cosel sich als Festung bewähren sollte, war nicht allzufern, wenn Friedrich der Große sie auch nicht mehr erlebte. Am 24. Juni 1806 erhielt der damalige Kommandant von Neumann ein von Comorno datiertes Aufforderungsschreiben des französischen Generals Deroÿ, die Festung zu übergeben. Neumann antwortete, daß er seinem Monarchen sein Wort gegeben habe, die Festung bis zum letzten Blutstropfen zu halten und daß er dieses Wort einlösen wolle. Der 71 jährige Mann hielt treu, was er versprochen hatte. Das Bombardement verwandelte den größten Teil der Festung in einen Trümmerhaufen, Krankheiten dezimierten die Garnison, aber die Festung hielt sich, und der Geist, den der greise Held seinen Offizieren einzuflößen wußte, dauerte fort, als General Neumann den Leiden der Belagerung, die ihm schwere Krankheit zugezogen hatten, am 16. April 1807 erlag. Cosel blieb uneingenommen trotz Monate langer Belagerung und obgleich, wie ein Bericht aus jener Zeit sagt, „kein Haus mehr ganz geblieben war“. Der Friedensschluß machte endlich der Not von Cosel ein Ende. Später wurde Cosel wiederholt armiert, hatte aber keine Belagerung mehr auszuhalten und behielt seinen Ruhm als „uneinnehmbar“, bis 1873 die Festung als solche aufhörte zu bestehen, die Gräben zugeschüttet und die Wälle in Promenaden verwandelt wurden. 1870 hatte sie noch eine starke französische Einquartierung bekommen, indem 2000 Gefangene hier inter-

niert wurden, zu denen im nächsten Jahre noch 3000 hinzukamen. Damals wurden französische Theaterzettel auf dem Lande herumgeschickt, die zu den von den Franzosen im Barackenlager veranstalteten Vorstellungen einluden.

Die Schlüssel der einstigen Festung haben einen Ehrenplatz in der Ruhmeshalle zu Berlin gefunden. Die Stadt ist inzwischen über die alten Festungswälle hinausgewachsen; hochragende Schornsteine bekunden, daß die Industrie auch hierher ihren Weg gefunden hat, und da, wo noch vor 25 Jahren Kartoffel- und Getreidefelder an das Weichbild der Stadt grenzten, führt jetzt eine breite Straße zu den Anlagen am Oderhafen. Ein Wald von Schiffsmasten ragt empor, Teergeruch erfüllt die Luft, und das bunte, geschäftige Treiben eines viel befahrenen Wasserweges herrscht allenthalben. Wenn die alten Verteidiger von 1807 wiederkommen könnten, würden sie diesem neuen und in der oberschlesischen Hochebene überraschenden Bilde gegenüber fragen: Ist denn Cosel Seestadt geworden? Und in der That dürfte für die ehemalige Festung die Zukunft „auf dem Wasser liegen“, denn von Jahr zu Jahr nimmt der Wasserweg, der die oberschlesische Industrie mit der übrigen Welt verbindet, an Bedeutung zu, und mit der Ausdehnung des Oderhafens wächst auch Cosel und erschließen sich neue Einnahmequellen für die Bewohner der einst engbegrenzten Festung. Cosels Ruhm liegt in der Vergangenheit, aber seine Blüte dürfte es wohl in der Zukunft erreichen.

---





Trebnitz.



**D**ie meisten Breslauer kennen Trebniß mit seinem herrlichen Buchenwald als beliebten Ausflugsort. So alt die Buchen, deren Wipfel das Städtchen umrauschen, aber auch sind, die Geschichte von Trebniß ist noch viel älter. Ein Dorf Trebniß mit Marktrecht wird schon um 1159 genannt. Die Entstehung der Stadt aber hängt mit dem Klosterbau eng zusammen, den Herzog Heinrich der Bärtige auf Anstiften seiner Gemahlin Hedwig von Meran ums Jahr 1200 aufführte. Die junge Herzogin hatte von Anfang an den Wunsch gehabt, eine Heimstätte für fromme Jungfrauen in ihrem Lande zu gründen, und als ihr Gatte durch einen Unfall gefügig gemacht wurde, ihr diesen Wunsch zu erfüllen, gab sie freudig die 30 000 Mark Gold ihres Brautschatzes für diesen Zweck hin. Das herzogliche Paar öffnete die Gefängnisse und ließ die Verurteilten nach dem Maße ihrer Strafen am Bau arbeiten, der auch in verhältnismäßig kurzer Zeit beendet und mit Cisterzienserinnen besetzt wurde. Ein Dichter des 13. Jahrhunderts schildert den Unfall des Herzogs und was sich daraus ergab, wie folgt:

Der edle Herzog Heinrich zu Pferd stürzt in den Sumpf gar tief;  
 Seines Lebens er sich schier verwehrt, als Gott einen Engel rief.  
 Der Engel kam in Köhler-Tracht und trat zum Sumpf hinan  
 Und schnell dem Herrn ein Ästlein brach: „Da halt' der Herr sich dran“.  
 Und als der Herzog g'rettet war, da kniet er freudig hin:  
 „O Herr, wie ist es wunderbar, daß ich noch lebend bin!“  
 Und bin ich denn gerettet, nun bau' ich ein Kloster Dir,  
 Daß man Dir dien' in Fried und Ruh auf diesem Fleckchen hier.  
 Das Kloster war gar schön gebaut. Des freut sich, wer es sah,  
 Und manche fromme Gottesbraut kam her von fern und nah.  
 „Was wollt ihr edle Jungfrau'n mehr?“ fragt sie der Herzog dann.  
 „Wir b'dürfen nichts und nimmermehr, dieweil wir alles ha'n.  
 „Und weil Euch dann nichts Not mehr ist, so sei der Klosters Nam  
 „Trebniß, das heißt, 's ist nötig nichts“ — Den Nam es so bekam!“

So behauptet der Dichter und leitet dabei Trebniß von dem polnischen Wort „Nietrzeba“ ab. Aber die Sache

stimmt nicht; denn erstens existierte das Dorf Trebniß schon vor dem Klosterbau, und dann lag es auch nicht im Wesen der Klosterleute zu behaupten, daß „nichts nötig“ wäre. In Wahrheit fanden die Abtissinnen und die Herzöge auch späterhin noch recht vieles nötig. Zu der ersten Stiftung von zehn Dörfern schenkte Herzog Heinrich dem Kloster 1207 noch fünf Dörfer, und 1230 bekam es neun Dörfer und eine Mühle dazu. Auch die Abgaben, die der Herzog vom Markt Trebniß bekam, überließ er dem Kloster, als der „Markt“ 1224 zur „Stadt“ erhoben wurde, und die fromme Hedwig schenkte ihm ihr Tafelgut Schawane. Auch andere schlesische und polnische Fürsten erwiesen sich wohlthätig gegen das Stift, so daß Trebniß zu den reichsten Klöstern gezählt werden konnte. Es war so angesehen, daß im Jahre 1469 der König Matthias von Ungarn und Böhmen eine Wallfahrt dahin unternahm, und 300 Jahre lang, bis 1515, waren alle Abtissinnen fürstlichen Geschlechts. Die erste einfache adlige Abtissin war ein Fräulein von Geißler. Unter ihr begann die Lehre Luthers in Trebniß Eingang zu finden. Die Abtissinnen des Klosters besaßen in ihrem Herrschaftsgebiete obrigkeitliche Rechte, die ihnen von dem Fundator für alle Zukunft verliehen waren. Darunter befand sich auch das jus patronatus über die uralte, schon 1155 erwähnte Stadtpfarrkirche St. Petri. Nun war aber der zur Zeit der Abtissin von Geißler angestellte Pfarrer Gregor Weydenbach im Herzen schon längst der Lehre Luthers ergeben; und trotz des Widerstandes der Abtissin, die sich mit allen Kräften gegen die neue Lehre wehrte, bekannte der Pfarrer Weydenbach sich schließlich öffentlich dazu und hielt unter Zustimmung seiner Gemeinde am Peter Paulstage 1525 am Kirchweihfest die erste evangelische Predigt in seiner Kirche. Die Abtissin mußte schließlich dem starken Druck der religiösen Bewegung nachgeben. Zwar versuchte sie nach Weydenbachs Tode

wieder einen katholischen Priester an die Stadtkirche zu bringen, und der Kampf zwischen ihr und der Gemeinde dauerte eine Zeitlang und wurde auch von den Nachfolgerinnen Hedwig von Geißlers weitergeführt, endete aber mit dem Siege der Trebnitzer Gemeinde, die evangelisch blieb. Ja, im Jahre 1610 trat die Abtissin Maria von Lueck selbst zur lutherischen Kirche über. Freilich spielte wohl hier eine Liebesgeschichte mit. Die Sage bezeichnet eine später zugemauerte Thür im Kloster als verfehmt und vermauert, weil die junge Abtissin durch sie mit ihrem Geliebten entflohen sei. Jedenfalls heiratete Maria von Lueck den Teich- und Forstmeister Hans von Seidlitz und wurde nach ihrem Tode in der Kirche von Jackschönan begraben.

Zunächst gab es aber noch vor Maria von Lueck aufregende Zeiten im Kloster. 1590 war da Anna von Jemilowska von den vielen, im Kloster sitzenden Polinnen, gegen eine deutsche Gegenkandidatin gewählt worden. Die Deutschen gingen mit ihren Klagen bis an den Kaiser Rudolf, der dem Breslauer Bischof von Jerin auftrug, die Jemilowska abzusetzen. Der Bischof wurde aber ihr Fürsprecher, und mit der weiteren Fürsprache des Herzogs von Öls, der von den Polinnen zu Hilfe gerufen wurde, blieb Jemilowska im Amt. Nach ihrem Tode brach der Streit zwischen Deutschen und Polinnen aber wieder aus, und da man sich durchaus nicht einigen konnte, wurde die Regierung des Klosters von drei Konventualinnen geführt, die ihren Namen nach aber alle Polinnen gewesen sind. Das dauerte zwei Jahre, bis auf des Kaisers Empfehlung endlich doch eine Deutsche, Sabina von Naß, gewählt wurde.

Indes ruhten die Polinnen nicht. 1610 wurde wieder eine der ihren, Elisabeth von Pitrowska gewählt. Der Ausbruch des 30 jährigen Krieges machte zunächst den Klosterkämpfen ein Ende, da es galt, Gut und Leben zu schützen und die Abtissinnen mit ihren Nonnen dreimal

nach Polen flüchten mußten, während das reiche Kloster schwere Einbußen an Gütern und Vermögen erlitt. Als ruhigere Zeiten kamen, entbrannte aber auch sofort der alte Kampf um die Herrschaft der Polinnen wieder. Es folgten sieben polnische Äbtissinnen aufeinander, bis Kaiser Josef sich darein mischte und auf den Kolowratschen Vertrag hinwies, nach dem nur Inländerinnen Äbtissinnen von Trebniß sein sollten. Da gab es nun wieder große Aufregung im Kloster, bis man sich endlich auf Susanna Kopidlanskys Wahl einigte. Sie war die erste bürgerliche Äbtissin, trotz des polnischen Namens von deutschen Eltern herstammend, und ihrer Regierung wird viel Gutes, besonders eine in damaliger Zeit sehr nötige Sparsamkeit nachgerühmt, so daß das Kloster unter ihr seine Finanzen wieder ordnete. Nach ihrem Tode gab es trotz aller kaiserlichen Reskripte doch noch einige Polinnen unter den Äbtissinnen, bis im Jahre 1789 Domenika Frein von Gillern die lange Reihe der Äbtissinnen beschloß, von denen Trebniß 600 Jahre lang regiert worden war. 1805 feierte Domenika ihr 50jähriges Professfest mit großem Gepränge, und dieses Fest wurde gleichsam das Abschiedsfest des klösterlichen Glanzes. Es kamen die schweren Zeiten von 1806 und 1807, unter denen auch das Kloster viel zu leiden hatte. 1810 starb die Äbtissin Domenika und 1811 wurde das Kloster durch den Regierungsrat von Loen im Namen des Königs Friedrich Wilhelm III. aufgehoben. Die Not der Zeit drängte die Regierung zu diesem Schritt, und am 13. Januar 1811 legten die Nonnen zu Trebniß den Schleier ab. Das Klostergebäude diente dann den verschiedensten Zwecken. Es wurde zu Beamtenwohnungen hergerichtet, diente zur Aufnahme der Kriegslazarette in den Jahren 1813 und 1814 und endlich, nach beendetem Kriege, kaufte es der Kommerzienrat Oelsner aus Breslau und machte eine Tuchfabrik daraus. 1858 erwarb der Staat das stattliche

---

alte Gebäude wieder. Die Tage klösterlichen Glanzes waren dahin; auch der Weinbau, den die Äbtissinnen im 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf den Höhen des Vorwerks Weinhof (jetzt Kellerhof) so eifrig betrieben hatten, daß ein besonderer „Weinmeister“ von ihnen angestellt wurde, hatte sich für die Dauer doch nicht als rentabel erwiesen und wurde aufgegeben. Trebniß kam in Vergessenheit, bis der Ritterguts- und Brauereibesitzer Otto Müller 1888 auf das reichhaltige und aus den besten medizinischen Bestandteilen zusammengesetzte Moorlager aufmerksam wurde und Trebniß zum Badeort machte. Seitdem nimmt der Ort einen neuen Aufschwung. Kurhaus, Badehaus und hübsche neue Wohnhäuser wurden gebaut, und als vollends die ersten Kurerfolge bei schweren Lähmungen eintraten, stieg der Ruf des neuen Bades, das mit seinen Kurmitteln, seiner Waldluft und seiner lieblichen Lage jährlich neue Freunde gewinnt. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit . . .“

---





Strehlen.

7\*



**I**n seiner „Geschichte der Stadt Strehlen“ sagt Dr. Schimmelpfennig: „Wer im Jahre 1200 aus dem Wipfel einer hohen Eiche oder Buche auf der Spitze des Rummelsberges einen Ausblick in das Land getan hätte, würde einen ungeheuren, gegen das Gebirge hin fast noch unberührten, im Westen und Norden von Ansiedelungen spärlich durchsetzten Wald vor sich gesehen haben“. Die Ansiedler hier waren Slawen, ihre Wohnungen lagen vereinzelt, von Weideland umgeben, meist am Rande eines Wasserlaufes, was das mühevollere Anlegen von Brunnen ersparte. Den Deutschen blieb es vorbehalten, den Wald zu roden und den Boden in Ackerland zu verwandeln, und ihre ersten Spuren finden wir ums Jahr 1233. Aus diesem Jahr bestätigt eine Urkunde das Vorhandensein einer Kirche in Strehlen, oder, wie es damals hieß, Strelyn, und der Probst Hermann von Strelyn wird als Zeuge genannt bei einer Schenkung, die der Prokurator des deutschen Ritterordens, Hermann Balk, dem Kaplan Megidius machte. Die Kirche in Strelyn hieß die Marienkirche. Sie ist das älteste Gotteshaus Schlesiens, soll 1130 von Peter Wlast gebaut worden sein und steht heute noch. 1264 reichte diese Kirche schon nicht mehr für die Gemeinde aus, und es wurde ein neues Kirchspiel begründet, das nach der dort gebauten Kirche, Weißkirch, später Steinkirch, genannt wurde. Die Grafen von Strelyn verkauften nach einer Urkunde von 1316 ihre Herrschaft an den Herzog Bolko I. von Schweidnitz, der als der eigentliche Begründer der Stadt Strehlen angesehen wird, wenn der Ort Strelyn auch schon längst existierte. Schon das Stadtwappen weist auf das Alter des Ortes hin, denn es enthält Pfeil und Bogen, und man nimmt an, daß der Ort von „Hörigen“ bewohnt war, die als gute Bogenschützen galten und etwa ums Jahr 1000 in Kriegszeiten dem Kastellan der Landesburg Nimptsch unterstellt waren.

Aus dem Bogen wurde dann später ein S und neben diesem uralten Wappen nahm die Stadt dann noch das Wappen der Kirche von St. Michael an, das den Erzengel Michael mit Wage und Schwert darstellt. Die Inkorporation dieser Kirche datiert von 1309. Ziemlich gleichzeitig mit dieser deutschen Kirche wurde die Gotthardkirche für die, in Stadt und Dörfern zahlreichen Polen gebaut. Vom Herzog Bolko rührt auch der Bau des Klosters her, das der heiligen Klara gewidmet wurde. Unter den neun Abtissinnen des Strehleener Klosters finden sich fünf Fürstinnen, ein Beweis für das Ansehen und die Bedeutung dieses Klosters. Viel böse Zeiten muß das Kloster und die Stadt erlebt haben, denn die Chronik berichtet, daß 1315 ein „so groß Hunger=Jahr gewesen, daß Eltern ihre todten Kinder und Kinder ihre todten Eltern vor Hunger aufgefressen, worauf eine große Pest folgte und ist das ganze Land jämmerlich verwüstet worden“.

Dann kommen folgende Angaben, „Anno 1357 ist die Stadt ganz ausgebrannt“. „Anno 1428 haben sich die Waisen und Thaboriten aus Böhmen um Glaz gesammelt und haben um Mitfasten im Strehlischen übel gehaufet, groß Gut genommen, sonderlich im Nonnenstift und Kirchen, Dörfer und Edelhäuser auf dem Land verbrannt und groß Schaden getan.“ „1459 wurde die Wiedertäuferlehre von vielen Einwohnern angenommen, aber nur heimlich.“ „1466 ist die Stadt wieder ganz ausgebrannt.“ „1534, am 9. Oktober wurde, auf Befehl Herzogs Friedrichs zu Brieg, die letzte Messe gesungen und hatte die, durch Luthern gepredigte Lehre mehreren Beifall.“ „1535, am Sonntag Lätare, predigte Wenzel Kuchler, ein Dominikaner=Mönch aus Breslau, in der St. Michaelskirche die Lehre Lutheri zuerst.“

Aus den Jahren 1542 und 1546 wird von Heuschrecken, Pest und großer Kälte, also „daß Schwalben und Störche

totdt zur Erde gefallen“ berichtet, und 1548 bricht im Klarenkloster ein Feuer aus, das abermals die ganze Stadt bis auf eine Kirche und zwölf Häuser vernichtete. Die Chronik sagt:

„Durch dieses Unglück machte der Herzog Georg dem Kloster ein Ende und nahm völlig Besitz von den Klostergütern“.

Chroniken berichten oft in so lapidaren Sätzen von Geschehnissen, deren Drum und Dran der Phantasie überlassen bleibt. Jedenfalls hat Strehlen und das Klarenkloster, trotz der fürstlichen Abtissinnen, keine rosigen Tage in der „guten alten Zeit“ erlebt. Dennoch wurde die Stadt sehr schnell wieder aufgebaut. Von 1617 und 1620 wird von Kirchenbauten und Neuaufführung des Rathhausturmes berichtet, aber schon beginnen die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges. „1626, den 26. August, ist Wallenstein mit einer starken Armee vorbei gezogen, lag über Nacht in Strehlen beim Goldnen Löwen und war die Stadt voll Kriegs-Volk. Nachfolgenden Tag zog das Merodische Regiment Wallonen auch vorbei, hatte Lust die Stadt zu plündern, so aber durch Gottes Gnade abgewendet ward und mußte die Stadt eine große Quantität Bier, Brot, Fleisch und Wein, und was sonst noch mehr geben.“

Von 1627 wird berichtet, daß „in diesem Jahre kamen die Steuern so hoch, daß vom Tausend sind 585 Thaler gegeben worden“.

Einen Begriff von der Teuerung in dieser Zeit gibt ein in der Chronik aufgenommener Bericht über Lebensmittelpreise. Danach sind 1623 gezahlt worden:

|                                 |                    |
|---------------------------------|--------------------|
| für 1 Scheffel Weizen . . . . . | 50 Taler,          |
| für ebensoviel Korn . . . . .   | 39 =               |
| Gerste . . . . .                | 28 =               |
| Hafer . . . . .                 | 16 =               |
| ein Paar Gänse. . . . .         | 8 =                |
| zwei gemästete Gänse . . . . .  | 17 =               |
| zwei Hühner . . . . .           | 4 auch 5 Tlr. usw. |

In den folgenden Jahren passieren beständig Truppen der verschiedensten Art die Stadt. — Von Anno 1629 steht da: „War große Fürcht wegen der Reformation, die in den Erbfürstentümern mit Gewalt vorgenommen worden, durch den Herrn Grafen von Dohna. Krieg mußte Lichtensteinyische Soldaten einnehmen, welche zu diesem Zwecke gebraucht und daher Seligmacher genennet worden, Ohlau wäre auch bald überrumpelt worden. Indessen zog unser Herzog Johann Christian nach Wien und kam mit Contentement wieder, mußten auch die Soldaten wieder fort.“

Mit „Reformation“ ist hier Katholisierung gemeint. Von 1633 findet sich die Bemerkung:

„Als Curiosum ist zu melden, daß innerhalb Jahresfrist die Alliierten bis 14 Mal bei Strehlen gewesen und soll General Arnheimb gesagt haben: Strehlen wäre wie ein Mehlsack, wenn man darauf schlug, so stübe es, da aber die steten Märsche und Einquartierungen das Stüben gar wohl vertrieben.“ Im Juni desselben Jahres sind in Strehlen zusammen gekommen von den Alliierten: Der Feldmarschall Arnheimb, Graf Thurn, Oberst Ditzum, Oberst Burgsdorf — auf Kaiserlicher Seite: Oberst Colloredo, Oberst Schaffgotsch, Oberst Wallenstein jun. — „sollten vom Frieden handeln, sind aber unverrichteter Sache wieder auseinander gegangen“. Im Juli 1633 hat Graf Mannsfeld die Stadt eingenommen und sie ganz ausplündern lassen. Im Gefolge der Not, die darauf ausbrach, stellte sich auch die Pest wieder ein „und sind in der ganzen Stadt nur etliche 20 Ehepaare lebendig geblieben“. Dabei wurden vom 1. März 1634 bis Juli 1635 „dem Obersten Rodestock an Geld und Bier und dergleichen auf die 17 000 Thaler gegeben“. Weiter hin: „von Juli bis Oktober 1635 ward dem Harrachischen Regiment contribuiert, vom Januar 36 dem Annabergischen, 1637 dem Montivenischen“ usw. Wenn man bedenkt, was diesen armen kleinen Orten zugemutet wurde, nachdem sie

erst gerade verbrannt und geplündert worden waren, und dagegen hält, wie heut die ganze zivilisierte Welt Gaben sammelt und spendet, wenn einmal ein Ort verwüstet wird, schwindet freilich das Märchen von der guten alten Zeit, man bekommt aber Respekt vor der Leistungsfähigkeit und Lebenszähigkeit der damaligen Kleinbürger.

Besonders schlimm in Stadt und Land scheinen die Schweden unter Torstensohn gehaust zu haben, und die Chronik berichtet vom 24. Juli 1642: „Es wurde der Adel in Arrest genommen, mußten im fürstlichen Hause über Nacht bei einander bleiben, alle Häuser wurden visitiert, alle Montierungen weggenommen, folgende Nacht kam eine Schwedische Partei, wurden alle Pferde mit Gewalt weggenommen und ging den 25. hora 9 alles, was vom Volke hierinnen, von hier aus, nahmen 7 vom Adel und 3 von der Bürgerschaft gefangen mit hinweg, wegen der noch restierenden Contribution.“

Während der ganzen Zeit des Krieges hören die Kontributionen, Einquartierungen und Überfälle nicht auf, bis endlich der Frieden geschlossen wird und die Chronik, allerdings erst zwei Jahre nach dem Friedensschluß berichtet — daß „durch ganz Schlesien ist ein Dankfest mit Glocken=Läuten, Musiciren und Salve=Schießen gefeiert worden, worauf nach und nach die Besatzungen abgeführt worden und einem jeden das Seinige eingeräumt ward“. 1676 huldigte Strehlen, nach dem Ableben des letzten Pfaffenherzogs Georg Wilhelm, dem Kaiser Leopold von Osterreich als nunmehrigem Herrn. Hans Adam von Posadowsky, Kaiserlicher Rat und des Fürstentums Brieg Landeshauptmann, nahm der Stadt den Eid für den neuen Landesherrn ab. Es folgen nun ruhigere Zeiten.

Interessant ist eine Bemerkung über die Steuern vom Jahre 1735. Da heißt es: „Den 19. April kamen die von Ihr. Kais. Maj. verordneten Kommissaren hierher, die Ein-

richtung und Abnahme wegen der Steuerfachen zu machen. Es waren selbige Ihre Erzellenz, Herr Graf Pückler und Ihre Gnaden Baron von Kittlitz auf Lorentzberg. Die Vermögenssteuer wurde angeschlagen:

1) Auf die in Ämtern sitzenden Personen und ihre davon habende Besoldung.

2) Auf Häuser, Gärten, Acker, Wiesen mußte von 1000 Thaler Kaufgeld 3 Thaler erleget werden.

3) Von ausgeliehenem Kapital auch 3 Thl. auf's Tausend."

Die Dorfschaften mußten alle hierher kommen, sich schätzen lassen. Die das Ihrige abgeführt, bekamen einen gedruckten Zettel, darauf stand, wie viel sie gegeben. Die Summe der Vermögenssteuer auf das Land Schlesien war 266 666 fl. 20 Kr. Das scheint aber in Wien noch nicht erreicht zu haben, denn vom 20. Dezember desselben Jahres heißt es: „Es mußten alle Handwerksburschen, Dienstboten, als Knechte, Mägde, Jungen usw. und alle, die um Lohn dienten, Steuern geben und zwar ein Handwerksbursche, welcher einen floren Wochenlohn und darüber hatte, mußte geben 36 Kreuzer, die unter einem floren 18 Kreuzer. Die Untertanen aber, die in herrschaftlichen Diensten waren, von einem floren  $1\frac{1}{2}$  Kreuzer. Diesen Monat mußte Strehlen wieder 12 Mann werben, hat aber nur zwei angeworben, die übrigen 10 aber von dem Herrn Kommandanten in Brieg gekauft, hat vor einen Mann gegeben 62 floren.“

Und vom Jahr 1737 steht gar zu lesen: „Eine jegliche Person, welche über 12 Jahre war, hat müssen monatlich ein gewisses Geld erlegen, die erste Klasse monatlich  $10\frac{1}{2}$  Heller, die 2. Klasse 9 Heller und die 3. Klasse, als die ganz Armen, 6 Heller. Als der erste Schlesische Krieg ausbrach, hatte Strehlen sogleich eine Getreidelieferung an die Truppen zu machen, und es kam ein Leutnant mit 36 Mann Lichten-

steinern dahin ins Quartier um „die hölzernen Brücken über der Ohle abzureißen“. Inzwischen sind die preussischen Truppen bis Breslau vorgerückt und Breslau wird als „neutrale Stadt“ erklärt. Der Neutralitäts-Tractat ist unterzeichnet vom 2. Januar 1741 von den Herren: Karl Friedrich Posadowsky, Fhr. v. Poselwitz, Friedrich Ludwig Felix, Baron von Bork, Hans Christian von Roth, Albrecht von Säbisch, Johann Heinrich von Guzman. Im selben Jahre wird der Herr von Minkwitz zum Administrator über Strehlen und Rothschloß vom König von Preußen eingesetzt.

Am ersten März kam Friedrich der Große nach Strehlen und nahm Logis beim Herrn Rat Hampel. Etliche Stunden vor Ankunft des Königs wurden alle Kaiserlichen Doppeladler über den Türen herabgenommen, wurden aber später wieder aufgesetzt, nur mit e i n e m Kopf. Nun wechseln, nach dem Kriegsverlaufe, preussische und österreichische Einquartierungen. Am 19. Juni wird das Preussische Lager bei Brusewitz wegen „feuchtigkeit“ aufgehoben und bei Strehlen aufgeschlagen. Davon sagt die Chronik:

„Kein so teures Lager wird wohl, weil die Welt steht, wieder aufgeschlagen werden, denn es waren nicht allein Leute aus allen Nationen, sondern auch viele dabei, die in der Werbung 1000 auch 2000 Thaler gekostet hatten. Das Lager fing hinter Woyfelwitz an, ging bis gegen Tschanschwitz und bis gegen Brusewitz. In der Mitte, gegen Kuschel und Krippitz, war des Königs Hauptquartier in schönen Zelten. Dabei standen die großen Pauken, die mußten alle Abende vor dem Zapfenstreich geschlagen werden, alsdann wurde die Janitscharen-Musik von lauter Mohren gemacht. Nachdem wurde die Kanone gelöset, darauf ging der Zapfenstreich und Musik durchs ganze Lager. Zugleich wurde bei jedem Regiment alle Morgen und Abend Betstunde gehalten, es war aber auch Lustbarkeit genug zu sehen und

zu hören. Die Soldaten hatten sich im Lager wohl eingerichtet, die Stände der Pferde waren um und um mit grünen Bäumen besetzt und zugedeckt, damit sie Schatten hatten, Brunnen wurden gegraben und Herde zum Kochen gebaut. Ein General hatte sich ein ordentlich Haus bauen lassen, mit einem Kamin und Tafelfenstern. Die Armee wurde auf 38 000 Mann geschätzt. Die Reiter trieben böse Wirtschaft in Gärten, Scheunen und Feldern, fouragierten, hieben Gras und Getreide um und trieben die Pferde hinweg, obgleich das alles verboten war. Im Anfang wurde alles sehr teuer, aber später wurde von allen Orten Getränk und Lebensmittel ins Lager gebracht, und schenkte in der Stadt, wer da wollte, Bier und Branntwein aus. Vor dem Breslauer Tore in Strehlen sah es, von allen feil gebotenen Sachen, beständig aus wie ein Jahrmarkt.“ Am 24. Juni kam der spanische, der französische und der schwedische Gesandte nach Strehlen, die Chronik meint aber: „was ihre Verrichtungen im Lager waren, blieb unbekannt!“

Auch späterhin wird noch von vielen Gesandtenbesuchen berichtet, bis am 20. August das ganze Lager aufgebrochen und gegen Reichenbach hin weiter marschieret ist. Strehlen behielt aber preussische Truppen im Quartier. Während der Zeit des Lagers galt in Strehlen der Scheffel Weizen 4 fl., Korn 3, Gerste 2 fl. Mit der „Neutralität“ von Breslau war es inzwischen auch zu Ende gegangen, und am 10. August waren der Fürst Leopold von Dessau und der Oberst von Selchow mit ihren Truppen dort eingerückt und haben, wie die Chronik sagt, „noch selbigen Tages der Magistrat, die vornehmsten Beamten und die evangelische Geistlichkeit, den 11. und 12. August aber die Kaufmannschaft, die Zünfte und die katholische Geistlichkeit den Eid der Treue vor Jhr. Kgl. Majestät in Preußen, dem Generalfeldmarschall von Schwerin abgelegt. Am 13. August haben auch in Strehlen Magistrat, Beamte und Geistlichkeit

den Treueid geleistet, sind von dem Herrn Oberstleutnant des Jenzischen Regiments aller Königl. Gnade versichert worden, und in den Kirchen ist von da an das Gebet für die Königliche Familie von Preußen aufgenommen worden. Schon im folgenden Jahre brachten Breslauer Zeitungen infolge des friderizianischen Sieges bei Chottositz folgendes Gedicht:

„Der deutsche Herkules, der Preußen Hannibal,  
 Der tapfre Friedrich schlägt nun schon zum zweiten Mal  
 Die Feinde seines Reichs, bei Chottositz darnieder  
 In dem Gaslauer Kreis, wo noch der Rest der Glieder  
 Des kühnen Jiska ruht, der ehemals seine Haut  
 Zum Trommelfell bestimmt, wem hat dafür gegraut?  
 Mir deucht, der Preußen Geist hat diese Haut bekommen,  
 Und wie die Griechen einst das güldne Vließ genommen,  
 Den Feind, dem Stern und Glück, wie Recht und Mut versagt,  
 Aus Festung, Stadt und Land und aus dem Feld gejagt,  
 Sagt also: ist nicht Friedrichs Mut, Verstand und Wiß  
 Der stärkste Gegenreim auf Mollwitz, Chottositz?“

Im August 1743 wurde auf Befehl des Königs ein regelmäßiger Postverkehr zwischen Strehlen und Breslau eingerichtet, und kam die Post zweimal in der Woche. Im Oktober kam ein Königlicher Befehl, daß alle Städte in Schlesien binnen drei Jahren müßten mit Siegeln gedeckt werden. Baugelder wurden unter günstigen Bedingungen an die, die sich anbauen wollten, vergeben, in den Städteordnungen und im Armenwesen wurden praktische Neuerungen eingeführt, kurz, überall machte sich die Fürsorge des großen Königs bemerkbar. Freilich hatte er nicht lange Zeit, sich Friedensarbeiten hinzugeben, der zweite Schlesische Krieg folgte dem ersten bekanntlich schon nach zwei Jahren, und 1756 machte der Ausbruch des siebenjährigen Krieges vollends aller Friedensarbeit für absehbare Zeit ein Ende. 1761 stand Friedrich der Große mit seinem Heere zweimal bei Strehlen. Beide Male wohnte der König

in dem einstöckigen Hause bei Bruckampf. Die alte steinerne Brücke im Garten ist noch dieselbe, über die die Österreicher hereinbrechen sollten, wenn der damals durch den Baron Warfotsch geplante Verrat geglückt wäre. Heinrich Gottlob, Freiherr von Warfotsch war Besitzer der im Strehlemer Kreise gelegenen Güter Schönbrunn, Ober- und Nieder-Rosen und der Käscherei. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, war er in österreichischen Diensten; durch den Tod seines einzigen Bruders kam er aber in den Besitz der Familiengüter und damit auch nach Schlesien. Da sein Bruder preußischer Kammerherr gewesen war, wurde es ihm leicht, sich Zutritt beim König zu verschaffen, den er durch allerlei Liebenswürdigkeiten zu umgarnen suchte. Im Herzen war er Österreicher geblieben und wartete nur auf eine Gelegenheit, das zu beweisen. Einstweilen wußte er sich beim König so beliebt zu machen, daß ihm alle Kontributionen für die Truppen erlassen wurden. Durch seine häufigen Besuche beim König in Woyfelwitz und Strehlen war Warfotsch genau orientiert über das Hauptquartier und die geringe Wachtmannschaft, die der König um sich zu haben pflegte. So beschloß er, ihn dem österreichischen General von Wallis auszuliefern, und als der Augenblick ihm günstig schien, schickte er seinen Jäger Kappel mit einem Briefe, der den geplanten Verrat enthielt, an den General. Kappel hatte aber Argwohn, öffnete den Brief seines Herrn und überbrachte ihn dem König, der auf diese Weise den beabsichtigten Überfall erfuhr. Er wollte Warfotsch verhaften und vor Gericht stellen lassen, dieser entkam aber und wurde mit seinem Helfershelfer, dem Kuratus Franz Schmidt in contumaciam verurteilt und in Breslau gerichtet. Seine Güter, die sehr beträchtlich waren, wurden eingezogen, der König aber mochte an das Geld des einstigen Freundes nicht rühren, und obgleich er es für seine Kriegskasse gut hätte brauchen können, ließ er es wohlthätigen

Stiftungen zukommen. Nach dem Friedensschluß kamen ein paar ruhige Jahrzehnte für Strehlen, bis am 5. Oktober 1805 die Garnison wieder mobil gemacht wurde und wenige Tage später zu dem für Preußen so unglücklichen Feldzuge ausrückte. Im nächsten Jahre berichtet die Chronik vom 12. Oktober: Es fanden sich sämtliche Offiziers, Wachmeister und Trompeter unsrer ehemaligen Garnison wieder ein, gesund, wohlbehalten, jedoch ohne Töpfe. Dann werden „immerwährende Requisitionen aus dem feindlichen Lager von Lissa bei Breslau gemacht“, und das Kriegselend beginnt noch einmal. Den 21. April 1813 mußten alle männlichen Einwohner im Alter von 17 bis 40 Jahren losen, welche zur Landwehr bestimmt werden sollten. Es meldeten sich aber sehr viele freiwillig, so daß nur wenige gezwungen werden mußten. Von Stadt und Kreis wurden zwei „Kompanien“ zu Fuß und eine „Kompanie“ Kavallerie errichtet.

Am 5. Juni kam der russische General Miloradowitsch in Strehlen an. Die Stadt wurde jetzt beinahe zu klein für die Hin- und Hermärsche der russischen Truppen. Kosaken, Kalmücken, Baschkiren, Tscherkessen folgten einander, wodurch große Last, aber auch viel Verdienst unter die Leute kam, da die Russen alles bar bezahlten. Das Hauptquartier des russischen Kaisers war in Peterswaldau, des Königs in Reichenbach, des Generals Nork in Krippitz, des Generals Kleist in Peterwitz; der Großfürst Constantin kam täglich in die Stadt. Eine geheimnisvolle Geschichte wird aus dieser Zeit erzählt. Ein Fräulein von Radzikowska hatte ein hübsches, wohlgepflegtes Haus in Strehlen und bekam während des Waffenstillstandes Besuch von zwei Herren, die der Fürst Blücher dort eingeführt hatte und die unter dem Siegel tiefsten Geheimnisses mehrere Tage dort wohnten. Das Fräulein sagte später aus und bestätigte durch ihre Unterschrift, ihre Gäste seien der Kaiser Alexander von

Rußland und Friedrich Wilhelm III. von Preußen gewesen. Wie dem auch sei, sicher ist, daß Strehlen damals interessante Zeiten erlebte, wenn sie für die Einwohner auch nicht bequem gewesen sein mögen. Am 14. April 1814 wurde auf Veranlassung des Landrats von Prittwiß ein feierliches Tedeum wegen Einmarsch der Verbündeten in Paris in der Strehlener Kirche auf St. Michael gehalten und die Glocken, die damals ertönten, läuteten auch bessere Zeiten für die kleine Stadt ein, die ihr reichliches Teil deutscher und preußischer Geschichte mit erlebt und mit erlitten hat.

---



Hirschberg.



**D**ie ersten Anfänge von Hirschberg sind nicht genau festzustellen. Wahrscheinlich ließ Boleslaus III. 1108 den Marktflecken mit Mauern umgeben und 1111 die Burg auf dem „Hausberge“ erbauen. Nach dieser Zeit bleibt der Name 180 Jahre lang verschollen. Dann kommt eine Urkunde, die vom 14. November 1299 aus Kanth datiert ist, und aus der hervorgeht, daß Syffried von Schildau aus dem Geschlecht der Jedliße eine Mühle zwischen Schloß und Stadt Hirschberg erbaute und für 70 Mark (2860 Mark jetzigen Geldes) von Herzog Bolko I. das Privilegium erhielt, daß niemand nach ihm bei Hirschberg ein Loß- und Walkrad anlegen dürfe. Zugleich verkaufte der Herzog dem Syffried erblich die in Hirschberg vorhandenen zehn Brot-, acht Schuh- und vier Fleischbänke und ihre Nutzungen und Abgaben für sechs Malter Gerstenmalz, die Syffried jährlich an Martini abzuführen hatte.

In der Schätzung, die Herzog Bolko in den Städten einführte, hatte Hirschberg 30 Mark zu zahlen, während Schweidnitz 300 Mark gab, also zehnmal größer gewesen sein muß. Ein großer Brand vernichtete 1303 die aus Holz gebaute Stadt, die aber sogleich wieder aufgebaut wurde. Herzog Bernhard von Schweidnitz erbaute 1304 die steinerne Kirche zu St. Erasmus und Pankratius, um den Hirschbergern, die infolge von Mißernten in großer Not waren, einen Verdienst zu schaffen. Das fuder gebrochene Steine aus dem Bruch bei Grunau kostete damals 4 Heller, der Maurermeister als Baumeister bekam täglich 4 Heller, der Zimmermeister 2 Heller, jeder Maurer 1 Heller Tagelohn.

Die nächsten Urkunden von 1312 und 1320 besagen, daß Herzog Heinrich I. seinem Jäger Fritzko für treue Dienste sieben Gärten am Hirschberger Hausberge geschenkt und den Zollpfennig überlassen habe. Zu dieser Zeit war Hirschberg eine Stadt, deren Rechte und Statuten sich auf einem ge-

wissen Kreis umher erstrecken. Im Statut von 1348 heißt es: „Daß Niemand im ganzen Weichbilde (zu dem 70 Ortschaften gehörten) außerhalb der Stadt solle Gewand feil haben noch verkaufen, auch kein Salz noch Malz verkaufen noch Kretscham-Werk treiben noch Handwerk, die in Dörfern ungewöhnlich sind; bei 10 Mark Strafe.“

Königin Anna und ihr Gemahl Karl IV., die Hirschberg von Herzog Heinrich geerbt hatten, bestätigten der Stadt 1353 durch eine Urkunde, „daß eigentlich keine Kriegsdienste außer den Grenzen der Fürstentümer getan werden dürften, wenn aber welche freiwillig getan würden, so wolle man den Leuten gütlich darumb thun, daß sie der Dienste gelüsten sollten“.

Unter den „Fürstentümern“ sind Schweidnitz, Jauer und Hirschberg gemeint, die damals zusammengehörten und in denen nur Eingeborene zu Staatsämtern gelangen durften. Das „Bierschrotamt“ (Recht Bier zu brauen) bekam die Stadt 1360, und im Jahre darauf verkaufte Herzog Bolko II. das Recht goldene und silberne Münzen zu schlagen für die Dauer von zehn Jahren an Hirschberg.

Originell ist eine Urkunde von 1361, aus der hervorgeht, daß auch Frauen auf erblichen Gerichtsstellen sukzedieren konnten, denn Herzog Bolko erklärte de dato Fünfhausen am Tage Mariä Himmelfahrt, daß „Hans von Schildau die Erbvogtei nicht ganz erhalten sollte, sondern zugleich Frau Margarethe (Tochter des ersten namentlich bekannten Hirschberger Erbvogtes Balduin) sie mit besitzen sollte“.

Auf dem Hausberge hatte die Witwe Volkos ihren Wohnsitz gehabt. Nach ihrem Tode zogen die Oberrichter der fürstlichen Kammergüter, die den Titel Burggrafen führten, hier ein. Da wird Gottsche Schoff, der Ahnherr der Grafen Schaffgotsch, genannt, und als sein Nachfolger Konrad von Nimptsch, der dem König Sigismund „200 Schock böhmische Groschen pfandweise“ für diese Würde

gab. In der Urkunde heißt es, daß er angestellt wurde für „seine willigen, getreuen und annehmenden Dienste, die er oft und dicke gethan, täglich thut und fürbaß thun soll und mag“.

Nach ihm kam Heinze von Nimptsch. Zu seiner Zeit brachen die Hussitenkriege aus. Die schlesischen Herzöge zogen ein Heer um Hirschberg zusammen und machten die Stadt zu ihrem Sammelpunkt. Vom 13. bis 19. September 1427 wurde Hirschberg von den Hussiten belagert. Die Vorstädte wurden verbrannt, aber die eigentliche Stadt mit der Burg auf dem Hausberge und dem Volkohaus am Bober bei Eichberg wurden so tapfer verteidigt, daß die Hussiten unverrichteter Sache abziehen mußten. 1433 wurde der Stadt aufgegeben, die Burg abzutragen und sie nie wieder ohne Erlaubnis aufzubauen, „damit ihre Mauern nicht Anlaß zur Beschädigung der Stadt in Kriegszeiten geben sollten“.

1454 hatte Hirschberg einen schweren Rechtsstreit mit Hans Gottsche Schöff, Erbherrn auf Schmiedeberg, weil Schmiedeberg, das zum Hirschberger Weichbild gehörte, sich das Bierbrauen, den Gewandschnitt, Salzverkauf usw. aneignen wollte, bis ein Vergleich zustande kam und Hirschberg seine Privilegien zu Ungunsten Schmiedebergs bestätigt bekam.

Donnerstag war der Markttag für Hirschberg, und nur städtische Einwohner hatten das Recht des Verkaufs. Von Fremden wurde eine Zahlung für das Marktrecht erhoben, und die Sache so geordnet, daß man einen Hut aufhing, solange die Einheimischen den Verkauf hatten, und ihn weg nahm, wenn die Fremden an die Reihe kommen durften.

Im 15. Jahrhundert muß die Stadt sich großer Wohlhabenheit erfreut haben, denn sie kaufte verschiedenen Landbesitz an, darunter das Dorf Grunau, daß dem Antonius Schöff Rappel Gotsche gehörte. Der Lehnbrief hierüber ist

noch vorhanden und von dem Ritter Ulrich Schöff Gottsche auf Kynast und Greifenstein ausgefertigt. Diese Schöff Gottsche müssen damals schon sehr bedeutenden Landbesitz gehabt haben, und die Stadt Hirschberg lag in fortwährenden Streitigkeiten mit ihnen, da sie ihre Privilegien in betreff des Salzverkaufs und des Malzbrauens stets von neuem angriffen. Die Stadt wandte sich an das Zwölfergericht und an das Königliche Mannrecht zu Schweidnitz, behielt auch Recht und ließ sich ihre Privilegien aufs neue bestätigen, was aber die Gottsche Schöffs nicht hinderte, weiter Salz zu verkaufen und Malz zu brauen.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts bekam die Stadt das Recht der „freien Ratswahl“ (ohne Hinzuziehung des Landeshauptmanns von Schweidnitz). 1519 erhielt sie den ersten Jahrmarkt und ziemlich gleichzeitig das Patronat und das Wahlrecht der Pfarrer, Vorrechte, welche sonst nur größeren Städten eingeräumt wurden. Es kam der Stadt aber auch nicht darauf an, neue Privilegien angemessen zu bezahlen. So kaufte sie z. B. das Patronat dem Dr. Franz Goym Ruprecht für 3000 Dukaten ab und zahlte 1598 an Kaiser Rudolf II. für den erblichen Besitz der Ober- und Landgerichte über die städtischen Güter und das Burglehn 2125 Taler, sowie die damit verbundenen 35 Mark jährlichen Zinsen, obgleich sie dies alles schon seit 1497 pfandweise inne gehabt hatte; aber der Kaiser brauchte Geld zum Türkenkriege, und um von Hirschberg einen ansehnlichen Beitrag zu erhalten, ließ er sich die schon längst vergebenen Gerechtsame eben noch einmal bezahlen.

Als die Reformation in Hirschberg einsetzte, zahlte die Stadt im Verein mit den anderen schlesischen Städten ohne Murren Kriegsbeiträge zur Bekämpfung der in Ungarn eingefallenen Türken. Da der Kaiser aber späterhin diese Beiträge zum Kampf gegen protestantische Landesfürsten verwandte, hielten alle Städte, in denen die protestantische Be-

wegung stark war, ihre Beiträge zurück. Zu diesen Städten gehörte auch Hirschberg, und es wurde daher auch in die kaiserliche Ungnade mit eingeschlossen, die all den widerstrebenden Städten Strafzahlungen auferlegte, die für damalige Verhältnisse sehr hoch waren. Da Hirschberg gleichzeitig von schweren Bränden heimgesucht wurde, mag ihm wohl aber ein Teil der Strafe erlassen worden sein, denn 1551 ließ Kaiser Ferdinand I. der Stadt eine — nicht näher angegebene Summe — auf drei Jahre zur Aufhilfe.

Am Ende des 16. Jahrhunderts wurde bei dem Hirschberger Dorfe Grunau ein Goldbergwerk angelegt, das in vielen Streitakten mit Grunauer Bauern, die sich durch das Bergwerk beeinträchtigt fanden, erwähnt wird. Der Bau mag sich wohl aber nicht verlohnt haben, denn mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts hören alle Nachrichten über den Grunauer Bergbau auf.

Dagegen kam eine andere Industrie in Hirschberg auf. Joachim Girnth, ein Schuhmacher aus Hirschberg, war auf der Wanderschaft nach Holland gekommen und hatte dort die Weberei feiner Leinwand, die man Schleier nannte, kennen gelernt. Er brachte bei der Rückkehr in seine Vaterstadt zwei messingene und ein hölzernes Modell von Webstühlen mit, begann anstatt der Schuhmacherei die Schleierweberei, erst heimlich, unter Mithilfe seiner beiden Schwestern. Die Chronik sagt: Da der Versuch mit dem ersten Webe gelang, wurde dasselbe mit ansehnlichem Vorteil an eine Standesperson nach Breslau verkauft. Von da ging es nach Wien, wohin nachher sämtliche angefertigte Webe unter dem Namen „Girnth'sche Schleier“ ging. Neben den feinen Schleiern wurden später auch dicke, unter dem Namen „Jauersche Leinwand“ gewebt, und die neue Industrie blühte kräftig auf trotz des dreißigjährigen Krieges, dessen Wirren freilich zunächst Hirschberg nicht berührten. 1625 er-

hielt Hirschberg sogar ein kaiserliches Monopol für seine „dünnen Schleier“.

1622 sah Hirschberg zuerst feindliche Truppen. Eine Schar von ein paar tausend Kosaken, die der damalige König von Polen Sigismund dem Kaiser unter Anführung des Woiwoden Radzivil zur Hilfe schickte, hauste in grausamster Weise im Hirschberger Tal, konnte aber in die Stadt selbst nicht eindringen, da diese sich hinter ihren Mauern und Türmen todesmutig verteidigte. Die Sage erzählt: als die Kosaken Hirschberg nicht einnehmen konnten, verlangten sie, ein Hirschberger Bürger solle sich zum Zweikampf gegen einen der ihren stellen. Es sei auch ein Hirschberger und ein Kosak gegen einander losgegangen. Da habe aber der Hirschberger gerufen: Oh, da kommt ein zweiter Kosak, das ist gegen die Abrede. Hierauf habe der Kosak sich umgewandt, nach dem „zweiten“ zu sehen, und in dem Augenblick habe der Hirschberger ihn erstochen.

Jedenfalls zogen die Kosaken ab, ohne Hirschberg weiter zu schädigen. Erst 1627 und 1629 wird von „lästigen Einquartierungen“ in Hirschberg berichtet. Schlimmer wurde es 1632, wo kurländische Reiterei in Hirschberg die Pest einschleppte und später die Stadt durch rohe Soldateska angezündet wurde und fast vollständig niederbrannte. Wie es möglich war, daß die verbrannte und geplünderte Stadt in der Folge immer noch Kriegskontributionen zahlte, scheint rätselhaft, und es ist natürlich, daß die einst blühende und wohlhabende Stadt nun völlig verarmte. Trotzdem scheint der Lebensmut den Bewohnern nicht ausgegangen zu sein, denn noch während die Schweden in Hirschberg waren, begannen die Bürger mit dem Aufbau der Stadt und der schwedische Hauptmann Kaspar Bartenstein erlaubte seinen Mannschaften sogar beim Bau zu helfen und sorgte dafür, daß Stadtmauern, Tore und Zwinger instand gesetzt wurden. Schwedische Truppen wechselten mit

Kaiserlichen, und die Zustände in Hirschberg wurden so schlimm, daß alle angeseheneren Familien auswanderten. 1639 wurde Hirschberg, das in schwedischen Händen war, durch kaiserliche Truppen unter General Stahlhantusch belagert und bombardiert. Da die Belagerung erfolglos blieb, die Besatzung aber großen Mangel litt, einigte man sich dahin, daß die Schweden unbehelligt mit Sack und Pack abziehen durften. General Stahlhantusch erklärte zugleich, daß die Stadt in zu schlechtem Zustande sei, um sich dorthin zu legen, er müsse sie also sich selbst überlassen. Durch Trommelschlag wurde bekannt gemacht: Wer nicht Willens sei in seiner Vaterstadt zu bleiben, der solle sich binnen drei Stunden im schwedischen Lager einfinden. „Wer aber Lust hätte zu bleiben, dem stünde es frei.“ Da erfolgte der denkwürdige Auszug der Bürgerschaft, die sich in ihren zerschossenen Häusern vogelfrei und schutzlos fühlte und die es daher vorzog, mit den Schweden nach Greiffenberg und Löwenberg zu ziehen. Nur acht katholische Familien blieben in der Stadt. Unfägliche Not brach über diesen kümmerlichen Rest der einst blühenden Stadt herein, und daß Hirschberg in den noch folgenden neun Kriegsjahren nicht gänzlich von der Erde verschwand, erscheint merkwürdig genug. Aber die Stadt überdauerte den Krieg, ihre geflohenen Bürger fanden sich zum Teil nach dem Friedensschluß wieder ein, und schon 1662 erschienen Verordnungen des Magistrats zur Sicherstellung des Schleierhandels, die bewiesen, daß diese Industrie wieder in Aufnahme und Schwung gekommen war. Im Jahre 1676 unternahm der Bürgermeister Gottfried Glade auf eigene Kosten eine Reise nach Holland und 1682 sogar nach den spanischen Niederlanden, nach Frankreich und England, um die dortigen Manufakturen kennen zu lernen und um dem Export der Hirschberger Schleier die Wege zu ebnen. Darauf wurden in den nächsten Jahren für 115 000 Gulden Schleier jährlich ins Ausland verkauft

und in Anerkennung seiner Verdienste wurde Glade unter dem Namen „von Ehrenschild“ in den böhmischen Ritterstand erhoben. Als im Jahre 1698 der geldbedürftige Kaiser eine Steuer auf Perücken und Fontangen (Spitzenhauben) erhob, gab es in Hirschberg vier Damen, welche zu dieser Steuer herangezogen wurden, und die erste davon war die Frau Glade von Ehrenschild, die für ihre „Fontange“ dem Kaiser drei Florein zahlen mußte. Die Schleierindustrie wurde eifrig weiter betrieben und erreichte ihren Höhepunkt 1785, wo 263 113 Schock für 2 129 351 Reichstaler verkauft wurden. Der Ausbruch der französischen Revolution und der damit verknüpfte Embargo der Franzosen auf deutsche Waren und Schiffe häufte dann große Vorräte in Hamburg auf, ohne Aussicht auf sichere Absendung. Das gab der Hirschberger Schleierindustrie einen schweren Schlag, und Napoleons Kontinentalsperre, wodurch alle großbritannischen Staaten für blockiert, aller Handel mit England untersagt wurde, traf den schlesischen Schleierhandel fast tödlich. Nach den blühenden vielversprechenden Anfängen geriet die Schleier- und Leinenindustrie ins Stocken und wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts in Hirschberg völlig eingestellt.

Nach dem dreißigjährigen Kriege hatten die Protestanten den größten Teil ihrer Kirchen in Schlesien verloren. Auch Hirschberg erhielt erst nach der Ultranstädter Konvention die kaiserliche Erlaubnis eine evangelische Kirche zu erbauen. Bevor diese Erlaubnis erteilt war, fand hier das sogenannte „Kinderbeten“ statt. Alle Kinder evangelischer Eltern versammelten sich hierbei auf einem öffentlichen Platze und sangen Kirchenlieder und beteten gemeinschaftlich. Wenn sie nach dem Zweck dieser Andachtsübung gefragt wurden, antworteten sie: „Wir beten um unsere Kirchen“. Dieses „Kinderbeten“ begann in Hirschberg am 13. Januar 1708 auf einem Bleichplan jenseits der Obermühle am Bober.

Den 22. April wurde dann durch den Landeshauptmann Grafen Schaffgotsch und den Kaiserlichen Kommissarius Grafen Zinzendorf der Platz für die neue Kirche abgesteckt.

Beim Ausbruch der schlesischen Kriege waren, wie überall in Schlesien, die Katholiken für den Kaiser, die Evangelischen für den jungen König von Preußen. Als Hirschberg in preussischen Besitz kam, hatte es schon wieder 5819 Einwohner, denen es nicht schlecht gegangen sein muß, denn Friedrich der Große, der allen überflüssigen Luxus haßte, erließ eine Verordnung gegen die damalige Unsitte der äußerst prunkvollen Begräbnisse in Hirschberg. Hier möchte ich gleich bemerken, daß die Einwohnerzahl heute auf fast 20 000 gestiegen ist. Der durch rastlosen Fleiß wieder erworbene Wohlstand der Hirschberger Bürger schwand freilich während der schlesischen Kriege noch einmal dahin, denn so oft die Österreicher Herren der Stadt wurden, verlangten sie große Summen, die bei Strafe der Plünderung gezahlt werden mußten. Der österreichische Oberstleutnant de Franquini allein erpreßte mehr als 200 000 Gulden von der unglücklichen Stadt. Beim Friedensschluß hatte Hirschberg eine Schuldenlast von über 300 000 Taler. Friedrich der Große kümmerte sich in besonderer Weise um die Stadt, die er auch am 17. und 18. August 1766 besuchte; die Regulierung und Abtragung ihrer Schulden wurde nach seinen Direktiven vorgenommen, und schon im Jahre 1780 waren die Kriegsschulden Hirschbergs vollständig getilgt.

Wie gut preussisch die Stadt inzwischen geworden war, bewies die Begeisterung, mit der ihre Söhne in den Freiheitskriegen sich zu den Fahnen drängten, ohne erwarten zu wollen, daß sie das vorschriftsmäßige Alter hatten. Vom Hirschberger Gymnasium gingen 1813 zur Armee aus Prima elf, aus Sekunda sieben und aus Tertia zwei junge Leute. Aber nicht nur patriotisch, sondern auch poetisch müssen die Hirschberger lebhaft empfunden haben. 1787 bepflanzte

der Stadtdirektor Schönau den Kavalierberg bei Hirschberg und zog einen Hügel in seine Anlagen, den er Helikon nannte. Die waldige Umgebung verwandelte er in einen Musenhain, in dem alle Musen ihre Plätze hatten, ein „Elysium“ und ein „Tartarus“ geschaffen wurden, kurz eine ganze phantastische Welt im kleinen entstand, von der der Appollotempel allein sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts erhielt, während die anderen Anlagen verfielen, und nur der Name „Helikon“ die Erinnerung an die phantastische Schöpfung bewahrte. Hirschberg hat es auch in der That nicht nötig, sich mit dergleichen Spielereien zu schmücken. Es liegt in einer landschaftlich so schönen Umgebung, daß der Naturfreund ohne alle künstliche Anlagen auf seine Rechnung kommt. Sagt doch der bekannte Wanderer und Schriftsteller Johann Gottfried Seume von Hirschberg und dem Hirschberger Tale: „Einen schöneren Winkel der Erde trifft man nur selten!“

---



Görlitz.





Görlitz liegt mitten im alten Wendenlande, das erst unter den Königen Heinrich I. und Otto I. von Deutschen besiedelt wurde. Um das Jahr 960 wird Gero, Markgraf der Lausitz, als Wenden-Bezwinger und Vernichter genannt, und in diese Zeit fällt auch die Einführung des Christentums in der Lausitz. Damals stand ein wendisches Dörfchen, Njorelik genannt, auf der Stelle des heutigen Görlitz. Im Umkreise lagen wendische Gutshöfe, die deutschen Rittern zu Lehen gegeben worden waren. Eine hölzerne Brücke führte über die Neiße. Hier wurde ein Durchzoll erhoben, denn von der Neißebrücke aus ging die älteste Land- und Heerstraße am Hainwaldberg vorüber nach Schlesien und Polen. Am steilen Ufer stand eine Burg und markgräfliche Krieger waren hier stationiert. Oberster Befehlshaber war der Burggraf und zu seinen Obliegenheiten gehörte es, die Neißebrücke gegen feindliche Raubscharen zu schützen und vorüberziehenden Kaufleuten ein sicheres Geleit bis zur nächsten königlichen Burg zu geben. Die Burg bildete den Mittelpunkt einer Ansiedelung von Handwerkern und Leuten, die sich unter den Schutz der Burg stellten, und das war der Anfang der späteren Stadt Görlitz, die sich dann bis über Njorelik hin ausdehnte. Für die ganze, schon ziemlich bevölkerte Gegend gab es nur eine einzige Kirche in Jauernigk, und das Geld, den Görlitzern eine eigene Kirche zu bauen, fehlte. Aber schon damals galt es, daß des einen Unglück oft des anderen Glück ist. Das Rittergut, das zu Görlitz gehörte, befand sich in den Händen eines gewissen Oker, der sich gegen seinen Lehnsherrn, den König Heinrich IV. verging. Da wurde das Lehnsgut eingezogen und dem Bischof Benno von Meissen geschenkt, und dieser benutzte die Schenkung, um die Mittel zum Kirchbau zu gewinnen. 1100 stand die erste Görlitzer Kirche. Die Urkunde über die Schenkung des Okerschen Gutes ist noch erhalten, und es

läßt sich aus alten Dokumenten nachweisen, daß dieses Gut etwa 1600 Morgen umfaßt hat und der späteren Görlitzer Pfarrwiedemut entspricht. Diese Wiedemut kaufte im Jahre 1508 der Rat zu Görlitz dem damaligen Pfarrer Martin Faber für ein Spottgeld ab und die Grenzen des alten Ojerschen Gutes lassen sich noch heut nachweisen. Mit unglaublicher Schnelligkeit entwickelte sich die, kaum aus einer dörflichen Ansiedelung herausgewachsene Stadt, zu einem blühenden Gemeinwesen. Von besonderer Bedeutung waren für Görlitz die ums Jahr 1200 eingewanderten Mamländer, durch die Wollenweberei und Tuchmacherei eingeführt wurden. Schnell hob sich der Wohlstand und hundert Jahre nach dem Bau der Nikolaikirche wurde die große und schöne Peter=Paul=Kirche gebaut, ohne daß es diesmal an Geld fehlte. Fast gleichzeitig entstand das Franziskanerkloster. Unter dem askanischen Brüderpaar Otto III. und Johann I. blühte die junge Stadt weiter auf, so daß Otto III. eine „Erweiterung der Stadt“ genehmigte. Die Bürger standen unter der Botmäßigkeit des Stadtvoigtes, der die Abgaben erhob. Das gefiel den neuen Einwanderern so wenig, wie den vielen Rittern und Besitzern der umliegenden Güter, die ihren Wohnsitz in Görlitz hatten. Der Vereinigung dieser Unzufriedenen gelang es auch, die Verwaltung der Stadt an sich zu reißen, was ihnen umso leichter wurde, als sie meist vermögende Leute waren und ihre Ämter umsonst verwalteten. Sie nannten sich, wie in anderen deutschen Städten, Geschlechter oder Patrizier. Unter ihnen findet man ums Jahr 1500 die Namen von Gersdorf, von Redeberg, von Solza, von Altenburg, von Bischofswerder, von Rengersdorf, von Ludwigsdorf, von Reichenbach usw. In derselben Zeit erfolgte die für Görlitz bedeutungsvolle Teilung der Oberlausitz in einen Budißiner (Bautzener) und Görlitzer Kreis. Görlitz wurde dadurch die Hauptstadt der Osthälfte und es gelang bald die Schwester=

stadt Budiffin zu überflügeln. 1303 erhielt Görlitz das Magdeburger Recht. Im nächsten Jahre verpfändeten die askanischen Markgrafen ihre landesherrlichen Rechte und Einkünfte in der Stadt Görlitz an die Herren von Kamenz bis 1315, wo Görlitz an Brandenburg zurückfiel. Nach dem Aussterben der Markgrafen nahm Herzog Heinrich von Jauer Besitz von der Stadt, der er viele Rechte und Privilegien zusicherte. Er scheint aber seine Versprechungen mangelhaft gehalten zu haben, denn einige Jahre später schickte Görlitz eine Abordnung an den Sohn des Königs Johann von Böhmen, den späteren Kaiser Karl IV., der sich damals in Paris aufhielt. Die Stadt erklärte: „Das schwere Joch des Herzogs Heinrich von Jauer nicht länger tragen zu wollen“. Auf dem Fürstentage zu Breslau 1329 erkannten die meisten schlesischen Piastenfürsten den König von Böhmen als Lehnherrn an und der Herzog Heinrich mußte sich entschließen, das Görlitzer Land dem König zu überlassen. Im selben Jahre noch erschien der König in Görlitz, erneuerte der Stadt ihre Privilegien und überließ ihr seinen Anteil am Markt- und Münzrecht. 1341 bestimmte der König, „daß alle Wagen mit Kaufmannsgut, sobald sie das Weichbild Görlitz erreichten, ihren Weg durch die Stadt nehmen mußten“. Die viel befahrenen Handelsstraßen lockten aber natürlich auch die Ritter vom Stegreif an, und Görlitz hatte mit ihnen schwere Fehden zu bestehen. Die Chronik erzählt von „Nitsche von Rackwitz, einem Vasallen des mächtigen Friedrich von Bieberstein“, mit dem die Stadt 1344 in Fehde lag. Bieberstein mußte am Ende 200 Schock Groschen Buße zahlen, wofür die Stadt den Bau der Kirche „Zu unserer lieben Frauen“ begann. Das „Auspochen“ war adelige Sitte geworden. Trotzig saßen die Ritter auf ihren festen Schlössern und erklärten die vorüberziehenden Kaufleute mit ihren Waren für „gute Preise“. In diesen unsicheren Zeiten des Faustrechts verbündeten

sich nun die Städte Görlitz, Budissin, Löbau, Zittau, Kamenz und Lauban zum gegenseitigen Schutz und Trutz. Karl IV. bestätigte den Sechsstädtebund, gab ihm das Recht, die Burgen räuberischer Ritter zu nehmen und zu zerstören und belegte mit der Reichsacht alle, die sich den Städten entgegenstellen würden. Aus diesem Recht entwickelte sich das Lausitzer Vehmgericht, das eine große Rolle spielte und sich von dem westfälischen nur dadurch unterschied, daß es nicht heimlich, sondern öffentlich gehalten wurde. Unter den Burgen, die am meisten Schrecken verbreiteten, wird der Tollenstein in der Nähe von Georgenberg genannt, dann der Oybin, der Schlupfwinkel des Ritters von Michelsberg, das Raubschloß Korste und der Schönfelder Hof, denen von Schönfeld gehörig. Sie alle wurden von den Sechsstädten genommen und verbrannt. Weniger Glück hatte der Bund, als er sich gegen kleinere, aufblühende Städte, durch die er sich in seinen Handelsprivilegien bedroht glaubte, wandte. Die durch Bundestruppen zerstörten Städtchen Neuhaus und Ostritz mußten wieder aufgebaut und für ihre Zerstörung mußte in Prag eine Pön bezahlt werden. Doch stellten die Sechsstädte auch Hilfstruppen zu Kaiser Karls IV. Kriegszügen, und der Kaiser war, wie sich aus den erhaltenen Ratsrechnungen nachweisen läßt, sechs Mal als Gast in Görlitz. Kaiser Karl hinterließ Görlitz als Erbe seinem jüngsten Sohne Johannes. Unter diesem jungen Herrn kamen glänzende Zeiten mit vielen Festen und höfischem Wesen für Görlitz, und die Chronik berichtet besonders von einem Turnier, das 1380 zu Ehren des jungen Landesfürsten stattfand, und zu dem „aus den Meißener Landen, aus Schlesien, Böhmen und sogar aus Polen viele adelige Herren in farbenprächtigen Gewändern in Görlitz einritten“. 1387 hatte Görlitz wieder eine Fehde gegen die verbündeten Brüder von Bieberstein, Hans von Cottbus und Zdenko, Burggrafen von Dohna zu bestehen. Von Görlitzer Seite

werden unter den Streitern Wittche von Kottwitz und Hans von Polenz genannt. Nach dem die Biebersteiner und ihre Genossen geschlagen und zerstreut worden waren, verlangte der Herzog Johannes (Hans von Görlitz) eine Steuer von 800 Schock Groschen von der Stadt, gab sich aber „in folge der Bemühungen des Landvoigts, den man mit 38 Mark bestochen hatte, mit 438 Mark zufrieden“. Nachher mußte die Stadt aber noch öfter den Herzog Hans aus Geldverlegenheiten retten, weil er drohte, sie im Weigerungsfall zu verpfänden, und sie lieber mit einem bekannten, wenn auch leichtsinnigen Herrn als mit einem Fremden zu tun haben wollte.

Herzog Hans starb jung, wahrscheinlich durch Gift, und Görlitz hatte die Ehre, 18 Jahre lang herzogliche Residenzstadt zu sein, teuer bezahlen müssen, wie aus den Ratsrechnungen ersichtlich, hatte in dieser Zeit aber auch viel glänzende Tage gesehen und manche guten Geschäfte gemacht.

Der Kampf gegen die Raubritter dauerte fort. Im Jahre 1430 fiel Fritsche Gröbis, der einen ganzen Stab von Räubern um sich gesammelt hatte, den Görlitzern in die Hände und endete am Görlitzer Galgen. Unter seinen Genossen wurden genannt: Nickel von Köckritz, einige von Rabenau, Hans von Kottwitz, Hans von Rakow, ein Pfarrer Zimmermann und andere. Sie alle wurden bei Todesstrafe aus dem Gebiete der Sechsstädte verwiesen. Ein Volkslied feiert den Fritsche Gröbis:

„Was wollen wir aber heben an, von Fritsche, dem jungen Edelmann,  
Hat manchen stolzen Ritt getan, bis es ihm schlecht gelungen.

Fritsche zu seinem Knechte sprach: Sattle mir beide Pferde,  
Wir wollen nach Görlitz zur Straße gahn, die Fuhrleute beschauen.“

Und weiter als Fritsche gefangen wird und der Görlitzer Hauptmann ihm den „lichten Galgen“ in Aussicht stellt, erwidert Fritsche:

„Daß ich zu Görlitz hangen soll, daß laß dich Gott erbarmen,  
So reu'n mich nichts als meine Stiefel, dazu meine gute Gesellen und Spor'n“.

Während der Hussitenkriege, die in diese Zeit fallen, hielt Görlitz sich die fremden Eindringlinge tapfer vom Halse, und ließ Gefangene erbarmungslos hinrichten. Herr von Görlitz war jetzt der König Sigismund, der 1433 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde, ein Ereignis, das in Görlitz mit Glockenläuten gefeiert ward. Der Görlitzer Patrizier Jakob Gerlach und der Stadtschreiber Ehrenberg wurden nach Rom geschickt, wo Gerlach für seine Tapferkeit im Hussitenkriege einen Wappenbrief ausgestellt erhielt. Als Gnadenzeichen erhielt auch Görlitz ein verbessertes Stadtwappen. Offenbar war es in jener Zeit leichter mit den wilden Hussiten fertig zu werden als mit den Raubrittern. Die größte Fehde, die die Sechsstädte zu bestehen hatten, war die gegen das weitverbreitete, wagehalsige und kampflustige Geschlecht der Wartenberge. 1433 wurde Johann von Wartenberg, den die Zittauer nach langen Kämpfen gefangen hatten, nach der Sitte der Zeit in Zittau auf das grausamste hingerichtet. Das ganze Geschlecht schwor Rache, und in hin- und herwogenden Kämpfen, kurzen Friedensschlüssen und stets erneuten Raub- und darauffolgenden Rachezügen, währte die Fehde mit den Wartenbergern bis zum November 1468, wo die feste Burg Rolsko fiel, also fünf und dreißig Jahre lang. — Während dieser Kämpfe erwarb Görlitz den Besitz der Burg Landeskrone durch Kauf, nachdem diese Nachbarschaft den Görlitzer Kaufleuten oft genug unbequem und verderblich geworden war, und die Stadt fürchten mußte, daß einer der Wartenberge sich dort festsetzen würde.

1453 kam der fanatische Franziskanermönch Capistrano nach Görlitz, eiferte gegen Luxus, Karten- und Brettspiele, aber auch gegen die Juden. Diese hatten schon früher einen schweren Stand in Görlitz gehabt. 1389 hatte sie ein Edikt des Herzogs Hans auf Wunsch der Bürgerschaft vollständig aus der Stadt vertrieben, 1433 erteilte aber Kaiser Sigis-

mund der Stadt die Erlaubnis, wieder bis zwölf Juden aufzunehmen. Die Brandreden des Capistrano fegten sie nun abermals aus der Stadt, wo sie sich dann erst wieder nach der Judenemanzipation des 19. Jahrhunderts festsetzten.

Im Jahre 1458 hatte Georg Podiebrad die böhmische Krone und damit auch die Oberhoheit über die Oberlausitz an sich gerissen. Görlitz sträubte sich zunächst ihm zu huldigen, wurde 1459 widerwillig dazu gedrängt, und sagte ihm 1467, als der Papst den Podiebrad mit dem Bann belegte, den Gehorsam auf, worauf die Kirche die Stelle der weltlichen Macht einnahm. Der dem König sehr ergebene Landvoigt Benesch von Kolowrat machte den Versuch, die abtrünnige Stadt dem Verderben zu weihen. Er benutzte den Streit der beiden angesehenen Familien Emerich und Horschel, dem die Verführungsgeschichte der schönen Benigna Horschel durch den jungen Georg Emerich zu Grunde lag, um die alten Familien aufeinander zu hetzen und die erbitterten und erhitzten Gemüther in eine Verschwörung gegen die Stadt Görlitz, die durch Feuer vernichtet werden sollte, zu verwickeln. Der Plan wurde glücklicherweise für die Stadt verraten, und die Schuldigen wurden hingerichtet oder des Landes verwiesen. Georg Emerich aber unternahm eine Fahrt in das heilige Land, um seine Liebesstreiche in der Vaterstadt vergessen zu machen; das ist ihm auch gut gelungen, trotzdem die Sage geht, es habe ihn die schöne Witwe fingerin in Mönchskleidern auf dieser Fahrt begleitet. Ein anderer Chronikschreiber sagt, das sei nicht wahr. Jedenfalls brachte Georg Emerich von dieser Reise das Modell der Kapelle vom heiligen Grabe mit und ließ es nach seiner Rückkehr in Görlitz ausbauen. Der kunstvolle Bau steht noch heute. Später machte die Stadt Georg Emerich zum Bürgermeister und hatte das nicht zu bereuen. Luther sagt von ihm in seiner Auslegung des 45. Psalms: „Die Regenten sollten rüstig und tätig sein wie der Emerich zu Görlitz ge-

wesen“. Außer seinem Bürgermeisteramt verwaltete er seine ausgedehnten Güter und war ein reicher und hochangesehener Herr. Die schöne Benigna scheint er aber nicht geheiratet zu haben, denn nach der Chronik wies er 1494 sein Eheweib, Klara Eschlauerin, wegen Tragens zu luxuriöser Kleidung aus dem Sonntagsgottesdienst, also daß sie die Kirche verlassen mußte.

Sein Vorgänger im Amt war der nicht minder gerühmte Magister Johannes Frauenburg. Er spielte eine bedeutende Rolle in der Stadt, deren politische Angelegenheiten er von 1465 bis 1491 mit großem diplomatischen Geschick leitete. König Matthias sagte einst von ihm: „Stadt und Land Görlitz wäre in einen Rock geschlossen und den trüge der Bürgermeister Frauenburg“. Unter ihm und Emerich erwarb Görlitz bedeutende Ländereien, so die Penzigischen Güter und Anrechte auf die Görlitzer Heide. Der Breslauer Sebald Sauermann borgte damals der Stadt für ihre Landkäufe 3200 ungarische Gulden. Der Wohlstand hob sich immer mehr, trotz aller Parteifehden, an denen es niemals fehlte. So entbrannte um 1488 die sogenannte Bierfehde, die fast den Sechsstädtebund zersprengt hätte. Es durfte nach einem Stadt-Privileg  $1\frac{1}{2}$  Meilen im Umkreis von Görlitz nur Görlitzer Bier geschänkt werden. Da das Zittauer Bier aber von ganz besonderer Güte war, wurde es von den verschiedenen Gastwirten immer wieder eingeschmuggelt. Sobald die Görlitzer Kunde vom Eintreffen Zittauer Bieres erhielten, zogen sie mit bewaffneter Macht vor das betreffende Wirtshaus, zerschlugen die Fässer und setzten die Wirte gefangen. Schließlich erhob der gesamte Görlitzer Adel im Verein mit den Städten Zittau, Lauban und Kamenz beim Landvoigt Klage gegen Görlitz. Die Klage ging, da der Landvoigt sie nicht entscheiden wollte, bis vor König Matthias, der zugunsten der Görlitzer entschied. Nun trieben die Görlitzer es erst recht toll und 1491 schickte Zittau in Folge

des Bierkonflikts einen richtigen Fehdebrief an Görlitz. Gleichzeitig fielen die Zittauer in Görlitzer Gebiet ein und plünderten das Dorf Wendisch-Oßsig und drei Tage später Heidersdorf, worauf Görlitz 200 Mann Kriegsvolk zusammenzog und sich zu ernstlichem Kampfe rüstete. Dieser wurde zwar durch das Dazwischentreten des Landvoigtes verhütet und der Friede erzwungen, es folgte aber ein Prozeß zwischen den Schwesterstädten, der sechs Jahre dauerte und den Sechsstädtebund bedenklich gefährdete. Endlich brach sich aber die Einsicht, daß die Auflösung des Bundes auch dem Glanz der Ober-Lausitz ein Ende machen würde, Bahn; die Streitfragen wurden mit Geld ausgeglichen, und wenn auch zwischen Görlitz und Zittau eine tiefe Verstimmung zurückblieb, wurde der Friede doch äußerlich gewahrt.

1471 starb König Georg Podiebrad, und der polnische Prinz Wladislaus wurde zum König von Böhmen ausgerufen. Hierdurch entspann sich zwischen dem neugewählten und dem König Matthias ein acht Jahre währender Streit. Die Görlitzer und die übrigen Lausitzer blieben Matthias treu und stellten ihm auch für sein Heer in Schlesien Mannschaften, wofür der König der Stadt verschiedene Privilegien einräumte. Matthias starb 1479, und nun huldigte Görlitz seinem Nachfolger Wladislaw II. Zur selben Zeit wurde das stärkste Bollwerk der Stadt, die neue Bastei, die im dreißigjährigen Kriege eine Rolle spielen sollte, erbaut. Görlitz hatte damals zwischen 8000 und 9000 Einwohner.

Görlitz war inzwischen durch seinen Handel so reich geworden, daß eine Menge Vorschriften gegen den überhand nehmenden Luxus vom Rat aufgestellt wurden. Ab und zu machte die Pest freilich auch noch einen Besuch, so in den Jahren 1495, 1508 und anderen, aber die blühende Stadt überwand schnell die, durch die furchtbare Krankheit geschlagenen Wunden. Im Jahre 1533 war Görlitz eine der

reichsten Städte des Reiches und gab einer freien Reichsstadt wenig nach. Die Einwohnerzahl war über 10 000 hinausgewachsen.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ist wieder von einem berühmten Bürgermeister zu berichten. Es war dies der Astronom und Geograph Bartholomäus Skultetus, ein geborener Görlitzer, der in der gelehrten Welt von damals einen großen Ruf hatte. Im sechzehnten Jahrhundert lebte auch noch ein anderer Mann in Görlitz, dessen Name in weiten Kreisen bekannt wurde, Jakob Böhme, geb. 1575, gest. 1624. Seines Zeichens ein einfacher Schuhmacher und ehrbarer Kleinbürger von Görlitz, hatte er sich durch Studien und Nachdenken eine so tiefe Geistesbildung erworben, daß er 1612 sein Buch „Morgenröte im Aufgange“, herausgab. Das Buch erregte großes Aufsehen und wurde von der orthodoxen Geistlichkeit mit Fanatismus angegriffen. Böhmes darin ausgesprochene Ansichten über eine geistigere Auffassung der Welt und des Lebens erregten einen Sturm von Widerspruch, gewannen aber in der Stille eine große Zahl von Anhängern und werden noch heut in theosophischen Kreisen viel gelesen. Der „Morgenröte“ folgten noch etwa 30 andere Bücher über Gott, Schöpfung, Natur, Offenbarung, Sünde usw. Unter Böhmes zahlreichen Freunden sind auch einige schlesische Edelleute zu nennen, so: Abraham von Frankenberg auf Ludwigsdorf, Karl von Ender auf Sercha, Theodor von Tschsch, der eine Verteidigung Böhmescher Werke schrieb, und Hans Siegmund von Schweinichen, der Böhmes Erstlingswerk drucken ließ. Alle Anfeindungen und Verfolgungen, die ihm besonders durch den Görlitzer Pastor prim. Richter zuteil wurden, ertrug Böhme sanftmütig und still, ohne je an seinen Überzeugungen irre zu werden. 1898 wurde dem „stillen Märtyrer der Gewissensfreiheit“ auf Anregung des Bürgermeisters Heyne ein Denkmal in Görlitz gesetzt. Dem Bürger-

meister wurde darauf von der dankbaren Görlitzer Schuhmacherinnung ein Diplom als „Ehrenmeister der Schuhmacherinnung“ überreicht.

Nach dieser Abschweifung, deren Inhalt mir aber doch zum Gesamtbilde von Görlitz zu gehören schien, kehre ich zur Geschichte der Stadt zurück.

Schon seit dem vierzehnten Jahrhundert waren in Görlitz Machtkämpfe zwischen den alteingewohnten Patriziergeschlechtern und den neu zugezogenen Handwerkern, besonders den westländischen Webern und Tuchmachern, an der Tagesordnung. Die Tuchmacher strebten danach, im Rat eine ausschlag gebende Stimme zu haben, und dieses Streben wurde so intensiv, daß es sogar ab und zu bewaffnete Aufstände gab, die aber immer zugunsten der Patrizier beigelegt wurden; ja 1527 verloren die Zünfte sogar infolge eines Aufstandes das bisherige freie Versammlungsrecht, und die Führer des Aufstandes, Peter Liebig, Andreas Deutschmann und Michel Neumann wurden grausam hingerichtet. Die Macht der patrizischen Handelsherren blieb ungebrochen.

Die beginnende Reformation fand um diese Zeit Eingang und Aufnahme in Görlitz. Die bisher gut katholische Stadt war schon 1508 durch einen Besuch Tetzels mit seiner Ablasskrämerei in ihren religiösen Überzeugungen erschüttert worden, und die reformatorischen Ideen gärten seitdem in den Köpfen. Der Pfarrer Rothbertus begann, als 1520 die meisten Geschlechterfamilien wegen der Pest aus Görlitz flohen, im lutherischen Sinn zu predigen, und wurde dabei von dem Priester Benedikt Fischer unterstützt. Der Rat hielt sich der Bewegung zwar fern, verhinderte aber auch nicht ihre Ausbreitung.

1538 besuchte König Ferdinand von Böhmen als Landesherr die Stadt, die ihm einen feierlichen Empfang bereitete. Dieser Besuch ist wohl der Höhepunkt mittel-

alterlichen Glanzes für Görlitz gewesen, aber die Gunst des Königs, deren er die Stadt wiederholt versicherte, hielt nicht lange an. Der Oberlausitzer Ritterstand, der in fortwährendem Zwist mit den Sechstädten lebte, brachte gerechtfertigte und ungerechtfertigte Klagen gegen die Städte bei dem Könige vor. Die Reformation, die immer mehr Anhänger in den Städten fand, trug auch dazu bei, den katholischen König gegen dieselben einzunehmen. Der gefährlichste Gegner der Städte aber war der Landeshauptmann von Bautzen Dr. Ulrich von Nostitz. Als nun Kaiser Karl V. und sein Bruder König Ferdinand von Böhmen gegen das Haupt des Protestantismus, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen zu Felde zogen, da stellten die protestantisch gesinnten Städte nur sehr widerwillig ihr Kontingent zur kaiserlichen Kriegsmacht. Die Städte sowohl wie der Oberlausitzer Adel hatten Mannschaften für die Dauer von zwei Monaten gestellt. Am 24. April 1547 waren die zwei Monate abgelaufen, die Städter entließen daher ihre Mannschaften. Nun fand aber am selben Tage die entscheidende Schlacht am Mühlberge statt, in der der Kurfürst geschlagen wurde und in Gefangenschaft geriet. Die Ritter, die in der Nähe des Königs verkehrten, wußten wohl um die bevorstehende Schlacht und hielten ihre Truppen daher noch zusammen. Nachher benützten sie die Gelegenheit, sich einmal an den Städten gründlich rächen zu können, indem sie den König gegen die ungehorsamen Städter aufhetzten, die ihre Truppen im entscheidungsvollen Augenblick zurückgezogen hätten. Zum Unglück war auch noch das Schreiben des Königs, worin dieser den Wunsch ausdrückte, die Städte möchten ihre Truppen zwei fernere Monate beim Heere lassen, durch Nachlässigkeit oder Verrat, erst am Tage nach der Truppenentlassung dem Städtebund zugekommen. Die bestürzten Städte schickten sofort den Bürgermeister Andreas Günther von Kamenz ins Hoflager, brachten

4000 Gulden auf, um ein neues Fähnlein anzuwerben, und schickten Wagen mit Proviant ins Lager. Alles umsonst! Der volle Zorn des Königs traf die Städte. 1547 wurden 81 Abgeordnete der Städte nach Prag befohlen, wo sie unter den größten, für die stolzen Handelsherren doppelt empfindlichen Demütigungen fünf Wochen lang gefangen saßen, um schließlich das niederschmetternde Urteil des Königs mit in die Heimat zu nehmen: Den Städten wurden ihre sämtlichen Privilegien genommen, ihre Güter wurden eingezogen und eine fast unerschwingliche Strassumme wurde ihnen zu zahlen aufgegeben. Damit war der Reichtum der Sechsstädte mit einem Schlage vernichtet. Mit viel Mühe und großen Geldopfern gelang es, vor allem Görlitz, später einen Teil der verlorenen Güter wieder zu erwerben, und nachdem 1552 und 1560 die Hauptfeinde der Städte, der Dr. Ulrich von Nostitz, der Kanzler Georg Fritsche und der Landvoigt Burggraf zu Dohna gestorben waren, wurde der König wieder günstiger für die Städte gestimmt. 1559 erhielten sie sogar die „freie Ratsfür“ und 1562 die Obergerichtsbarkeit, wenn auch mit einigen Einschränkungen zurück, aber der alte Glanz war mit dem „Pönfall“ unwiederbringlich dahin, und die politische Macht und Bedeutung der Stadt Görlitz war gebrochen worden. Aber schon unter Ferdinands mildem Nachfolger Maximilian VI. gelang es der Stadt, viele ihrer Privilegien und Güter zurückzuerhalten, und wenn die Bedeutung nach außen auch verloren war, entwickelte sich doch das innere städtische Leben, soweit das unter dem schweren Druck der Zeit möglich war. Der Eröffnung des Gymnasiums folgte bald die Einrichtung einer größeren Buchdruckerei. Hier erschien der „Almanach und Schreibkalender“ für das Jahr 1567 vom Magister Bartholomäus Scultatus, der zugleich Bürgermeister von Görlitz war, und machte seinen Drucker, Ambrosius Fritsch, zum wohlhabenden Mann. Auch einen

Meistersänger hatte Görlitz aufzuweisen in Adam Zacharias Puschmann. Puschmann war ein geborener Görlitzer, der Sohn eines wohlhabenden Bäckermeisters. Er sollte das Schneiderhandwerk erlernen, kam auf der Wanderung nach Nürnberg, gerade zur Blütezeit des Meistergesanges, schloß sich an Hans Sachs an und scheint dabei sein Handwerk aufgegeben zu haben. Er schrieb verschiedene Bücher über den Meistergesang, dem er selbst fleißig oblag, und um 1560 machte Görlitz ihn zum Kantor an der Peterskirche und zum Gesanglehrer am Gymnasium. Später ging er nach Breslau, wo er noch eine Menge Dichtungen herausgab und 1600 starb.

In den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts wäre der Aufschwung in Görlitz wohl ein noch größerer gewesen, wenn die Stadt nicht so sehr unter der zunehmenden Last der „Türkensteuer“ gestanden hätte. Das Reich brauchte Geld für die Türkenkriege, und von den 10 000 Einwohnern, die Görlitz damals hatte, waren nur 1845 Steuerzahler. 1560 wurde nun die Türkensteuer für die Lausitz auf jährlich 36 000 Taler festgesetzt und davon hatte Görlitz ein Drittel zu tragen. Nebenbei mußte es große Aufwendungen machen, um seine verlorenen Güter wieder zu erlangen, und so kann man sich denken, daß das Geld knapp wurde. Auch die schlimmsten Pestjahre fielen in das Ende des Jahrhunderts; 1585 starb der vierte Teil der Einwohnerschaft an der furchtbaren Krankheit. Doch stand der Stadt noch Schlimmeres bevor. Während des dreißigjährigen Krieges wurde sie zweimal zum größten Teil eingeäschert und immer abwechselnd von Kursächsischen oder von Reichstruppen gebrandschatzt. 1633 verteidigte der sächsische Oberst Rochau Görlitz mit großer Zähigkeit gegen Wallensteinsche Truppen, die es aber am Ende doch einnahmen und plünderten. 1635 wurde ein Separatfrieden zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten abgeschlossen, der

für die Lausitz große Bedeutung hatte, indem diese nun endgültig in den Besitz von Kursachsen überging. 1637 fand unter großen Feierlichkeiten die Erbhuldigung in Görlitz statt, wozu der Kurfürst Johann Georg mit seinem Hofstaat in der Stadt eintraf. Leider gerieten in Folge dieses Separatfriedens die Schweden in Kriegszustand mit Kursachsen. 1639 erschien Torstenson in der Oberlausitz, und Görlitz kaufte sich mit 20 000 Talern von der Plünderung frei, erhielt aber eine schwedische Besatzung, die aus 892 Mann, 259 Jungen und Kindern und 158 Weibern bestand, und die die ohnehin ausgefogene Stadt ernähren mußte. Der Schwedische Oberst Wandke verstärkte die Befestigungen der Stadt und richtete sich auf eine Belagerung ein, die auch nicht auf sich warten ließ. Die Kaiserlichen rückten heran, unter General von der Goltz und Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, und charakteristisch für die Wirrnis der Zeit ist, daß der Kurfürst Johann Georg von Sachsen im Kaiserlichen Lager die Beschießung seiner Stadt Görlitz mit ansah. In Görlitz arbeitete inzwischen, auf schwedischem Befehl, die ganze Bürgerschaft an der Befestigung der Verschanzungen, sogar die Dienstmädchen mußten dabei Hand anlegen. Von Anfang Juli bis Anfang Oktober dauerte die Belagerung. Die Chronik erzählt, Ende September sei eine Feuerkugel vom Himmel gefallen und Oberst Wandke habe da erklärt: „weil Gott sein Geschütz auf mich losbrennt, muß ich mein Geschütz feiern lassen“. Da er zu gleicher Zeit die Hoffnung auf Entsatz verloren hatte, entschloß er sich zur Übergabe der Stadt. Merkwürdigerweise wurde den Schweden ehrenvoller Abzug mit Sack und Pack gesichert. Die Görlitzer mußten ihrem Bedrücker auch noch ein Führungsattest ausstellen, daß er mit seinen Truppen gute Manneszucht gehalten habe, und einen Wechselbrief auf Hamburg über 717 Taler, binnen sechs Monaten zahlbar, ließ er sich auch noch mit auf die Reise geben. Nach dem „ehrenvollen Abzuge“

wurde er freilich dann von Reichstruppen überfallen, entkam aber glücklich, während ein Teil seiner Mannschaft niedergehauen wurde. Der Kurfürst von Sachsen zog nun wieder in seine Stadt ein, wo am 6. Oktober in der Peterskirche ein Dankgottesdienst gefeiert wurde. Die Einwohnerzahl von Görlitz war in diesem furchtbaren Belagerungsjahr auf 5000 herabgesunken. Im Laufe der Belagerung war die „neue Bastei“ einmal von den Sachsen unter dem Kapitain Basilius Tittel genommen, bald darauf aber von den Schweden zurückerobert worden. Als nach dem Friedensschluß der zerschossene Turm wieder aufgebaut wurde, bekam er folgende Inschrift:

Wandke zielt, Arniemb freyt um mich,  
 Endlich kunnt ich die Pillen  
 Nit verschlucken, tät seinen Willen,  
 Jedoch muß mein Lieb  
 Behalten, der dies schrieb.  
 Um sechs Kugeln muß er geben  
 Einen Schenkel, fast das Leben.

(Der Kapitain Tittel war bei der Beschießung schwer am Schenkel verwundet worden.)

Arniemb gab mir dieses Kleid,  
 Nun erwart ich, wer um mich freyt.

Basilius Tittel

Ingenieur und Kapitain.“

Nach dem Kriege war in Görlitz kein Haus mehr ganz, viele waren auf Befehl Wandkes vollständig niedergerissen und lagen als Trümmerhaufen da, und die ganze Umgegend von Görlitz war so verwüstet und entvölkert, daß die Wölfe scharenweise in den verlassenen Ortschaften hausten und bis in die Stadt kamen.

1706 erschienen die Schweden übrigens noch einmal, wenn auch nur ganz vorübergehend in Görlitz. Die polnische Krone des Kurfürsten von Sachsen hatte diesen in

Streitigkeiten mit Karl XII. von Schweden verwickelt, der sein Hauptquartier in Schönberg nahm und seine Truppen vom 9. bis 11. September durch Görlitz nach Sachsen marschieren ließ. Ein Jahr später, auf dem Rückmarsch, kam Karl XII. selbst nach Görlitz und ließ sich in der Peterskirche die Orgel vorspielen. Als ihm am „heiligen Grabe“ mitgeteilt wurde, daß die silbernen Würfel, die sich früher hier befanden, von den Schweden unter Wankke geraubt worden waren, stiftete er neue silberne Würfel, die aber 1813 von den Franzosen wiederum geraubt wurden.

Von den Schlesischen Kriegen ist im Strehlemer Artikel schon soviel die Rede, daß ich hier nur kurz die drei Besuche Friedrichs des Großen in Görlitz erwähnen will, die am 23. November 1757 nach der Schlacht von Roßbach, Ende Oktober 1758 nach der Schlacht von Hochkirch — und nach dem Friedensschluß am 17. März 1763 stattfanden. Nach dem siebenjährigen Kriege muß es in Sachsen und der Lausitz böse ausgesehen haben, denn Friedrich der Große schreibt am 1. März 1763 an d'Argens:

„Kaum verlassen wir die Städte, so erscheint die sächsische Exekution und schreit: „bezahlt, bezahlt, der König von Polen braucht Geld!“ Das Volk fühlt das Unmenschliche in diesem Verfahren, denn es befindet sich im Elend, und statt ihm Erleichterung zu schaffen, beschleunigt man sein Verderben.“

Am 20. Dezember 1806 wurde Sachsen Königreich von Napoleons Gnaden, und trat dem Rheinbunde bei.

Tafeln mit der Aufschrift:

Saxe elettorale, territoire neutre

wurden auch in der Lausitz aufgestellt.

1807 am 9. Juli, traf Napoleon selbst in Görlitz ein. Trotz des „territoire neutre“ zahlte die Oberlausitz an Verpflegungs- und Vorspannkosten im Jahre 1808: 616 000 Taler.

Am 29. Mai 1812 wurde Napoleon mit Glockengeläute und Spalierbildung feierlich in Görlitz empfangen, hielt sich aber nur wenige Stunden in der Stadt auf, um flüchtig und unerkannt am 13. Dezember, nach den Schreckenstagen von Moskau, Görlitz noch einmal in einem sechsspännigen Kutschschlitten zu passieren. Bald folgten ihm die kläglichen Reste der großen Armee, die den Flecktyphus in Görlitz einschleppten, und im März des folgenden Jahres erschienen die Russen auf dem Durchmarsch. Am 19. April traf Kaiser Alexander selbst in Görlitz ein. Am 13. Mai wurde die Lausitz für eine eroberte kaiserlich russische und königlich preussische Provinz erklärt, bekam eine neue Verwaltung eingesetzt und es wurde eine große Rekrutierung ausgeschrieben. Inzwischen wurde die Schlacht bei Bautzen geschlagen, die zwar noch einen Napoleonischen Sieg bedeutete, Napoleon aber zu dem Ausruf veranlaßte: „Nach einer solchen Schlächtereier keine Erfolge, keine Gefangenen? Diese Menschen werden mir keinen Nagel lassen.“ Noch einmal zog Napoleon dann am 8. Juni in Görlitz ein und wurde wieder mit Glockengeläut, Bürgerpalier und weiß gekleideten Mädchen empfangen. Abends wurde sogar illuminiert. Die französischen Truppen, welche darauf in Görlitz einquartiert wurden, hausten in den nächsten Wochen aber so übel, daß mancher Görlitzer Bürger wohl die angezündeten Freudenlichter bereut haben mag. Nun kam eine tolle Zeit französischer, russischer und preussischer Durchzüge. In einem Bericht heißt es: diesseits der Neiße plünderten die Franzosen, jenseits der Neiße Preußen und Russen.

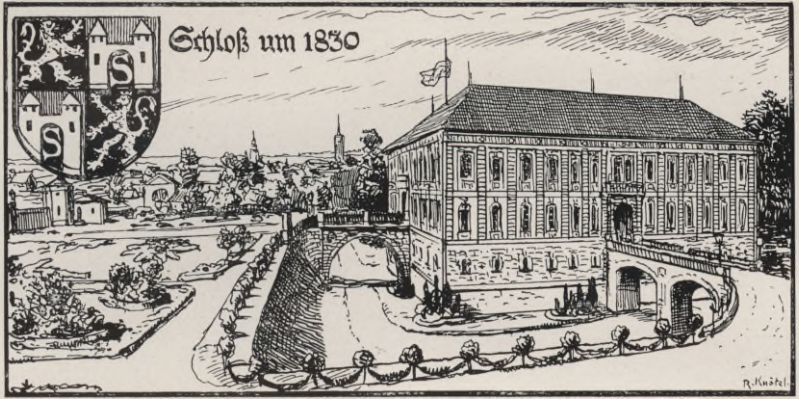
Die Völkerschlacht bei Leipzig machte dann auch in der Lausitz den schlimmsten Kriegsgreueln ein Ende.

Am 23. September 1814 fand der letzte Sechsstädte tag statt. Görlitz und Lauban gingen, wie man weiß, in der Folge in preussischen Besitz über, was den Görlitzern zuerst sehr wenig gefiel, was sie aber später schätzen lernten.

1833 erfolgte die festliche Einführung der Städteordnung, und hier beginnt die zweite Blüteperiode der Stadt Görlitz. An die Spitze ihrer Verwaltung trat jetzt Gottlob Ludwig Demiani, ein Mann von hoher Bildung, zäher Energie und großer Tatkraft. Unterstützt durch scharfen juristischen Verstand, entwickelte er bald glänzende Talente für die Verwaltung, die durch ihn eine sachgemäße Umgestaltung erfuhr. Demiani blieb als Oberbürgermeister bis zu seinem 1846 erfolgten Tode an der Spitze der Stadtverwaltung. Die dankbare Stadt ehrte ihn durch ein schönes Marmordenkmal. Zu seinem Nachfolger wurde der Bürgermeister Jochmann aus Liegnitz ernannt, und der Kabinettsbefehl, der seine Ernennung brachte, enthielt zugleich die Erhebung der Stadt Görlitz in die Reihe der großen Städte. Der Geist Demianis waltete auch unter seinen Nachfolgern. Görlitz hob sich stetig weiter, ist heut eine Stadt von mehr als 80 000 Einwohnern und weist neben allen Annehmlichkeiten einer modernen Stadt manches schöne Denkmal aus alter Zeit auf. Ich möchte hier nur an den schönen Renaissancebau, Neißestraße 29 erinnern, der aus dem Jahre 1570 stammt, an die prächtige Rathhaustreppe von 1537, an den Schönhof, der 1526 gebaut wurde. Die Kaiser Karl IV., Wenzel, Ferdinand I. und II., Rudolf II., Albrecht II. sowie Georg Podiebrad und Matthias von Böhmen sind die Gäste des Görlitzer Rates gewesen und im Schönhof oder in dem aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Rathaus beherbergt worden. Und auch an malerischen Winkeln fehlt es der am Fuße der Landeskrone im freundlichen Neißetal ausgebreiteten Stadt nicht. Da ist z. B. der Blick von der alten Neißebücke nach dem rechten Ufer mit all seinen Balkonen, Erkern, Giebeln und Treppen hin, die Aussicht von der Neugasse und dem Rabenberge auf die Stadt, das Finstertor, den Nicolaiturm usw. und nicht zuletzt der alte Brunnen, auf dem der römische Kriegsknecht mit dem

Fähnlein steht und hinter dem die Apsis der Oberkirche das eigenartige Stadtbild zwischen dem Gymnasium und dem Schwibbogen abschließt. So blickt Görlitz frohgemut aus einer reichen Vergangenheit in die blühende Gegenwart hinein, und die tiefen Schatten aus alten schweren Zeiten lassen die hellen Farben nur um so strahlender hervortreten.

---



Sagan.

10\*



**D**er Name Sagan ist wahrscheinlich auf das slawische „Sagon“ — Viehtreibe — zurückzuführen. Eine romantische Sage behauptet zwar, es habe hier ein berühmter heidnischer Opferaltar gestanden, und eine Verwandte der böhmischen Libussa, Saganna genannt, habe um diesen Altar eine Stadt gebaut und nach sich benannt; ums Jahr 1000 hätten dann die Polen (Wenden) und Deutschen der Einwohnerschaft einander gegenseitig die Häuser angesteckt und seien gemeinschaftlich in Flammen untergegangen. Da indessen eine ernsthafte Bestätigung dieser Geschehnisse nicht vorliegt, sind sie wohl als Sagen zu betrachten. Sagan dürfte ums Jahr 1200 als deutsche Ansiedelung inmitten einer slawischen Bevölkerung entstanden sein. Als Ausgangspunkt wäre, wie bei den meisten derartigen Stadtanfängen, die Burg des Kastellans zu denken, ringsum hölzerne Häuser, in denen sich deutsche Handwerker und Ackerbauer niederließen. Die Ansiedelung scheint schnell eine gewisse Bedeutung gewonnen zu haben, denn schon 1284 wurde das Augustinerkloster aus Naumburg a. B. nach Sagan verlegt, und die Chronik berichtet, die polnischen Mönche hätten Deutsch lernen müssen, um sich in Sagan verständlich zu machen. Herzog Przemislaw oder Premko I. urkundet über diese Übersiedelung, daß er den Orden nach „seiner Stadt Sagan“ übergeführt habe, um ihn aus „Verarmung und Verwilderung“ zu retten, und die Klosterchronik widmet dieser Übersiedelung die Worte: „O Tag des Heils, an dem der Herr seinen Weinberg gewürdigt hat, ihn aus Agypten in eine feste Stadt zu versetzen“. Daraus geht hervor, daß Sagan schon damals eine ansehnliche deutsche Stadt gewesen sein muß. Mit Premko I. war sein Bruder Konrad zugleich „Herr von Sagan“ und beide bedachten das Kloster mit Schenkungen von Land und Leuten, so daß es später nur das „reiche“ Kloster hieß. Unter den Zeugen=Unter=

schriften der Schenkungsurkunden stehen, aus jetzt noch lebenden Geschlechtern, die Namen zweier Brüder von Pannewitz.

Nach dem Tode Premkos verpfändete Konrad Sagan an Brandenburg, es fiel aber, als Waldemar von Brandenburg starb, wieder an die Piasten zurück.

Ein altersgraues, von einem Türmchen überragtes Gebäude, in dem sich in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts noch das Amtsgericht befand, soll auf die Piastenzeit zurückzuführen sein und Boleslaus IV. zum Erbauer gehabt haben. Auch der Bau des kolossalen Turmes der jetzigen katholischen Pfarrkirche soll aus dieser Zeit stammen, während die evangelische „Gnadenkirche“ eine der sechs Kirchen ist, die des Schwedenkönigs Karl XII. Fürsprache den bedrückten schlesischen Protestanten nach dem Ultranstädter Frieden verschafft hat.

Gegen Mitte des vierzehnten Jahrhunderts kam Sagan, wie der größte Teil von Schlesien, unter böhmische Oberhoheit. Das geschah unter Herzog Heinrich V., der wegen seiner großen Liebe zu seiner Gemahlin Katharina den Beinamen „Katheran“ erhielt. Ein anderer Chronist behauptet zwar, nicht Heinrich V., sondern Heinrich VIII. habe diesen Beinamen geführt; doch, denke ich, hat die Geschichte als solche nichts damit zu tun, und die lustige Tatsache, daß der Beiname gegeben wurde, bleibt bestehen. Die Saganer Chronik erzählt auch eine der merkwürdigen Strafen, die dieser Fürst über seine oft recht rohen und zügellosen Adligen verhängte. Da mußten sie z. B. ohne Sattel auf einem Pferde reiten, das nur mit drei Hufeisen beschlagen war — Reiter werden wissen, was das heißt —, oder sie mußten barfuß durch die Stadt gehen. Wunderlich ist auch, daß die drei Söhne dieses Herzogs alle Heinrich heißen und sich zur Unterscheidung Beinamen zulegen mußten. Bis 1403 gehörten Sagan und Glogau zusammen.

1403 wird Herzog Hans I. zuerst nur Herzog von Sagan genannt. Über diesen Herzog gehen die Berichte der Chroniken auseinander. Die einen nennen ihn hart und grausam, die anderen gut und friedfertig. Übereinstimmend erzählen sie aber, daß er sich mit der Geistlichkeit schlecht vertragen und einem geistlichen Herrn, der ihn an den Tod erinnerte, erwidert habe: Wenn unser Kirchturm einfällt, werde ich sterben — eher nicht. Als nun aber der, für unerschütterlich fest gehaltene Turm, dennoch einstürzte, nahm Herzog Hans sich die Sache so zu Herzen, daß er krank wurde und wirklich starb — ein Beispiel aus alter Zeit, das moderne Theorien von der Macht der Gedanken bestätigen kann. Der Namensvetter dieses Herzogs, Hans II. von Sagan, ist eine Figur, die sich wohl für eine dramatische Bearbeitung eignen würde. Er unternahm es, die Fesseln zu zerbrechen zu wollen, die König Matthias von Böhmen ihm und ganz Schlesien anlegen wollte, wurde aber von all seinen Bundesgenossen verlassen. Er allein mit seinen Mannen leistete verzweifelten Widerstand, bis er nach schweren Kämpfen geschlagen und seines Herzogtumes für verlustig erklärt wurde. Er starb als Geächteter in Wohlau 1504 und wurde dort in der Stadtkirche begraben.

Die Chronik sagt, durch Betreiben der Klostergeistlichkeit sei Sagan, das die evangelischen Herzöge von Sachsen nun gekauft hatten, im Jahre 1549 an das Haus Österreich gekommen. Es heißt da: „Sie bildeten dem Könige (Ferdinand) ein, wie er das Fürstentum Sagan an sich bringen könnte. Sie haben auch was stattliches dran gewagt.“ König Ferdinand gab der Stadt ein Privilegium: „daß die Fürstentümer Sagan, Priebus und Naumburg von der Krone Böhmen mit nichten geschieden, versetzt oder verkauft“ werden sollten, was ihn aber nicht hinderte, schon vier Jahre später, als er gerade wieder Geld brauchte, Sagan an den Markgrafen Georg Friedrich von Branden-

burg zu verpfänden. Da ging der Abt der Augustiner zweimal nach Rom, klagte bei dem Papste über den Verfall der katholischen Religion unter den protestantischen Fürsten und erreichte, daß er mit apostolischen Briefen zum König Ferdinand geschickt wurde, der sich nun wohl oder übel dazu verstand, einige andere Herrschaften zu verkaufen und mit dem erhaltenen Gelde Sagan zu lösen. Die Käufer, die den König mit Geld versorgten, waren der Bischof Balthasar von Promnitz, Fabian von Schönauich und Friedrich von Redern. Kurze Zeit darauf ward Sagan schon wieder verpfändet, diesmal aber an den Bischof Balthasar von Promnitz, gegen den die Augustiner nichts einwenden konnten. Dieser Bischof wurde später auch oberster Landeshauptmann in Ober- und Niederschlesien. Er kaufte die Herrschaften Pleß, Sorau und Triebel, machte daraus ein Fideikommiß und gründete das Ansehen seines Geschlechtes, das bis ins neunzehnte Jahrhundert fortgeblüht hat. Balthasar von Promnitz war nach allen Überlieferungen ein hervorragender Mann, fern von jedem Fanatismus, ja er stand sogar mit Luther und Melanchthon in Briefwechsel. Leider regierte er nur vier Jahre in Sagan, und es folgte ihm seines Bruders Sohn, Seifried von Promnitz, der als Pfandesherr von Sagan den König Maximilian von Ungarn und Böhmen als Gast bei sich aufnahm. Dieser, der spätere Kaiser Max, erlaubte dem Seifried von Promnitz in seinem Namen alle Rechte eines wirklichen Herzogs auszuüben. Der Sohn des Seifried, der ihm in der Regierung folgte, gab das Pfand um 1601 zurück, da er es vorzog, die Herrschaften Priebus und Naumburg für 80 000 Taler „erblich zu kaufen“, und Kaiser Rudolf II. wurde nun Herr von Sagan und kam auch im Jahre 1578 zu kurzem Besuch dahin. 1611 trat Rudolf das Fürstentum an seinen Bruder Matthias ab, der Sagan ebenfalls besuchte. Unter seinem Nachfolger Ferdinand II. begannen die Religionswirren

zwischen Katholiken und Protestanten sich auch in Sagan schmerzlich fühlbar zu machen. Die Lausitz und mit ihr das zum großen Teil protestantische Sagan empörten sich und wählten den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum Könige, der wie bekannt, seine Krone bald wieder in der Schlacht am weißen Berge verlor. Sagan fand beim Kaiser keine zu schwere Ahndung seiner Abtrünnigkeit, die Privilegien des Fürstentums wurden sogar erneuert, und Stadt und Land blieben, abgesehen von den allgemeinen Kriegseiden, in verhältnismäßiger Ruhe, wurden aber 1627 vom Kaiser, allen früheren Versprechungen zum Trotz, an den Herzog von Friedland, General von Wallenstein verschenkt oder vielmehr als Wertobjekt für eine Summe, die der Kaiser seinem Feldherrn schuldete, übergeben. Wie alle schlesischen Städte hatte Sagan durch die Kriegskontributionen, Einquartierungen und dergleichen gelitten. Nun schien es, daß dem allen durch diese Versenkung an den gefürchteten Friedländer die Krone aufgesetzt werden sollte. Aber wie Wallensteins Bild „von der Parteien Haß und Gunst entstellt“ in der Geschichte schwankt, so zeigte der große Feldherr sich auch in Sagan von zwei ganz verschiedenen Seiten. Er ließ im Fürstentum eine Menge Patente verbreiten, um seine Untertanen vor Erpressung und Gewalttätigkeit der Kriegsvölker zu schützen, bewirkte, daß dem Fürstentum alle Steuerreste bis 1627 abgeschrieben wurden, legte Land und Ständen aber selbst derartige Kontributionen auf, daß die Steuern dagegen gering erschienen. Zu dem Schloßbau, den er sofort begann, mußten die Bauuhren geleistet werden, unter Androhung von Straf-Einquartierung für die Säumigen; 75 Häuser, die für die Aussicht vom Schlosse aus hinderlich waren, wurden eingerissen, und die versprochene Bezahlung dafür blieb aus. Die Kammergüter, die Sagan vor mehr als 20 Jahren erworben hatte, mußten Wallenstein für den damaligen Kaufpreis, also unter dem

jetzigen Wert abgelassen werden, ebenso brachte er die Dörfer Zeipau und Hansdorf, die Jagdgerechtigkeit und den Brau=Arbar an sich, immer als „Kauf“, aber ohne oder höchstens mit teilweiser Bezahlung. Am schwersten traf er seine Untergebenen aber durch die Bestimmung, daß alle adligen und bürgerlichen vaterlosen Söhne unter zwanzig Jahren binnen vier Wochen die Heimat verlassen und nach Gitschin in Böhmen auf die von ihm angelegte Schule geschickt werden mußten. Nun gab es im Zeitalter des 30 jährigen Krieges sehr viel vaterlose Söhne, diese hatten zum Teil schon einen Beruf, ein Studium oder Handwerk ergriffen, sie wurden ohne weiteres aus der gewohnten Lebensweise herausgerissen und verschickt. Der Student, der Handwerker, der Landjunker — alle kamen in dieselbe Schule, und 500 Dukaten Strafe standen darauf, wenn ein Knabe zurückgehalten wurde. Man stelle sich die Aufregung unter den Müttern und Vormündern vor, die noch dazu, wenn sie protestantisch waren, befürchteten, ihre Söhne und Mündel würden in Gitschin mit Gewalt katholisch gemacht werden. Die Kosten mußten dabei von den Familien getragen werden. Vielleicht war es der Wunsch, vaterlosen Kindern eine für damalige Zeit gute Erziehung geben zu lassen, der Wallenstein bei diesen Maßnahmen leitete, die Art der Ausführung war aber jedenfalls eine harte, und ebenso verfuhr Wallenstein in seinem Bestreben, Sagan zu heben und zu verschönern. Er ließ wegreißen und Neubauten dekretieren, wo es ihm gut schien, verbot auch die Viehhaltung in der Stadt und ruinierte damit kleine Leute, die ihr Feld bisher bestellt, aber keine Ställe außerhalb der Stadt hatten. Da sie das Vieh verkaufen mußten, ließen sie nun das Feld unbestellt und verloren damit ihren Unterhalt. Durch Wallenstein kamen auch die Jesuiten nach Sagan. Ihnen war die Hochschule in Gitschin unterstellt, und eine solche begründeten sie nun auch in Sagan, so daß das Gym=

nasium, das sich daraus entwickelte, Wallenstein als seinen Stifter ansehen muß. Bei der Vorliebe des Herzogs für die Wissenschaften, besonders für Mathematik und Astronomie, hatte er sich auch mit Johann Kepler in Verbindung gesetzt, oder, richtiger gesagt, war ihm dieser vom Wiener Hofe überwiesen worden, einschließlich einer Schuldforderung von 12 000 Gulden, die der Gelehrte an den Kaiser hatte, und die dieser auf Wallensteins Schultern abwälzte. Der Brief Wallensteins, in dem er dem Landeshauptmann von Sagan befiehlt, den „qualifizierten und hocherfahrenen Mann“ in „bequemer Wohnung“ und „gegen leidliche Bezahlung“ in Sagan aufzunehmen, existiert noch. Zu seinem Gelde ist Kepler aber nicht gekommen und in Wallensteins Gunst ist er durch den Astrologen Seni verdrängt worden, so daß er in recht kümmerlichen Verhältnissen in Sagan gelebt hat, bis er auf der Reise zum Reichstage in Regensburg, wo er hoffte, zu seinem rückständigen Gelde zu kommen, im Jahre 1630 starb. Ein kleines Haus in der Hospitalstraße in Sagan trägt die Inschrift: „Auf dem Turme, der bis 1848 an der Stelle dieses Hauses stand, erforschte Johannes Kepler in den Jahren 1628—1630 die Gesetze des Himmels“.

Nach Wallensteins Ermordung fiel das Fürstentum Sagan an die Habsburger zurück und wurde 1646 für 80 000 Gulden an Wenzel von Lobkowitz verkauft, dem die Herrschaft aber erst am 18. Mai 1648, und zwar in Breslau, übergeben wurde. Die Chronik sagt: die Stände weigerten sich zwar nicht, sich dem neuen Herrn zu unterwerfen, wollten aber nicht bis Breslau zur Huldigung fahren, bis endlich Günther von Radeln und Albrecht von Sehlstrang sich als Abgeordnete dazu bequemten. Wenzel nannte sich nun Herzog von Sagan, und die Chronik rühmt seine weise und gerechte Regierung. Er stand in hoher Gunst in Wien, bis es seinen Neidern gelang, ihn zu stürzen. In der Ver-

bannung vom Hofe ließ er sich in seinem Schloß ein Zimmer zur Hälfte prächtig und zur Hälfte ganz ärmlich einrichten zur Erinnerung seines einstigen und jetzigen Zustandes. Er verfaßte auch selbst seine Grabschrift:

Ich war Graf, Fürst, Herzog,  
bin Staub, Schatten, Nichts!

Erwägt es, Ihr Großen, denn klein ist der Raum,  
der Tod und Leben trennt.

Erwäge es, Wanderer, sprich ein Gebet  
und ziehe von dannen!

Das Fürstentum blieb bis 1785 im Besitze der Lobkowitz und ging dann um den Preis von einer Million Gulden an den Herzog Peter von Kurland über. Friedrich der Große scheint diesen Kauf protegirt zu haben, denn er schrieb darüber an das Oberamt zu Glogau: Es wird uns zu besonderem gnädigem Wohlgefallen gereichen, wenn Ihr das ganze Geschäft nach dem Wunsche des Herzogs von Kurland baldmöglichst zu Ende befördert.

Unter Peter von Kurland wurde der vor 166 Jahren begonnene Bau des Schlosses beendet. An die wunderlichen 99 Teufelsfragen, die über den Fenstern und Thüren angebracht sind und von denen jede ihr besonderes, von den anderen verschiedenes Gesicht zeigt, knüpft sich die Sage, daß der Bildhauer einen Pakt mit dem Teufel geschlossen habe, um sie bilden zu können. Die hundertste Frage habe aber das Porträt des Gottseibeiuns werden sollen, und bei Ausführung dieses Kopfes sei der Meister vor Entsetzen tot von seinem Gerüst gefallen.

Friedrich der Große verwandelte das bisherige Mannlehen in ein Kunkellehen, und so ging die Herrschaft von Peter von Kurland auf seine Tochter über. Seit Sagan unter preußischer Oberhoheit stand, hatten sich Wohlhabenheit, Handel und Wandel gehoben, jetzt ist es eine freundliche Stadt von etwa 15 000 Einwohnern. Schloß und Park

sind sehenswert, für letzteren hat besonders die 1862 verstorbene Herzogin Dorothea viel getan, so daß er jetzt einer der schönsten ist, die Schlesien überhaupt aufzuweisen hat. Über diese schöne und geistreiche Herzogin ließe sich allein ein Buch schreiben und sind wohl auch schon Bücher geschrieben worden. Als Nichte Elisas von der Recke und Gemahlin des Herzogs von Talleyrand-Perigord auch Nichte des berühmten Talleyrand, kam sie mit den maßgebendsten und interessantesten Persönlichkeiten ihrer Zeit in Berührung. Zur Zeit Napoleons I. und in der Restauration spielte sie eine große Rolle in Paris, wo ihr Gemahl lebte, später schlossen sich daran romantische Episoden mit dem schönen, in Frankfurt ermordeten Fürsten Felix Sichnowsky, der ihr sein Herz in einer goldenen Kapsel und — seine Schulden vermachte. Seit 1838 lebte sie zum größten Teil in Sagan, wo Schloß und Park von ihr gepflegt und verschönert wurden und sie sehr geliebt und verehrt wurde. Friedrich Wilhelm IV. verlieh ihr 1845 den Titel einer Herzogin von Sagan und gehörte zu ihren aufrichtigen Bewunderern. In dem Schloß sind viele interessante Erinnerungen aus früheren Zeiten aufbewahrt. Unter anderem steht der Tisch dort, an dem einst Napoleons Absetzung dekretiert wurde. Zu den Merkwürdigkeiten gehört auch ein Stammbaum der Piasten und der Hohenzollern, der von Friedrich Wilhelm IV. bis auf Pharamundus, König der Franken ums Jahr 425, zurückgeführt wird. Auch von der schönen Herzogin Dorothea werden Malereien und Stickereien im Schlosse aufbewahrt, das schönste Denkmal hat sie sich aber in dem prachtvollen Park gesetzt, der in Schlesien noch immer viel zu wenig bekannt und von Schlesiern viel zu wenig besucht wird.

---





Hoyerwerda.



Die Schnellzüge der Linie Kohlfurt—Magdeburg durchheilen einen Teil der Schlesiſchen Lauſitz, der von der Bahn geſehen wenig erfreulich wirkt und im Volksmunde den Namen der „Hundetürkei“ bekommen hat. Gerade von dieſem Winkel der heimatlichen Provinz möchte ich aber erzählen, wie er heut ausſieht, noch ehe wir einen Blick in die Chronik werfen. Ein Städtchen von 5000 Einwohnern, inmitten der Elſter-Niederung weitläufig gebaut, voller Gärten und Alleen mit alten Bäumen. Von weitem verdecken die Baumgruppen die ganze Stadt, ſo daß man nur die grauen Mauern des alten kurfürſtlichen Schloſſes, in dem jetzt das Amtsgericht haust, emporragen ſieht, und die Kirche mit ihrem ſpitzen Turm, von deſſen Galerie allſonntäglich ein Choral herabgeblaſen wird. An den Ring mit dem alten wappengeſchmückten Rathaus ſchließen ſich freilich ein paar Straßen an, die ſo ausſehen wie alle kleinſtädtiſchen Straßen, aber ſchon die Elſterſtraße trägt ihr ganz eigenartiges Gepräge mit ihren einſtöckigen Häuſern, ihren Stegen, die von jedem Hauſe aus über das Waſſer führen, und mit ihren Weinftröcken, von denen je einer ein ganzes Hauſe befränzt, indem er, zwiſchen den Fenſtern hoch aufragend, an einer Galerie am Dach entlang gezogen wird. Und weiterhin in der Umgebung des Schloſſes ſtehen hochgiebelige, altmodiſche Häuſer zwiſchen Linden und Hollunderbüſchen, blicken Holzgalerien und Balkone auf Gärten, in denen große, weiße Roſenbüſche und rote Feuerlilien durcheinander blühen. Eine geſchloſſene Holzbrücke — eine „Seufzerbrücke“ en miniature — führt über einen der vielen Elſterarme, die die Stadt durchziehen, in ſolch einen alten Garten. Mitten darin ſteht ein Hauſe mit hohem Doppeldach, ganz von Wein umſponnen. Allerlei grünes Geranke hängt über der Gartenmauer bis ins Waſſer hinein, und zwiſchen jungen Obſtbäumen ragt eine alte Zypreſſe

hoch empor und blickt verträumt herüber wie ein Wahrzeichen aus einer anderen längst vergangenen Zeit.

Rings um die Kirche her stehen alte Bäume. Der Kirchhof wird als Begräbnisplatz längst nicht mehr benutzt und bildet jetzt nur einen schattigen Schmuckplatz. Aber Grabsteine mit verwischten Inschriften und moosgrüner steinerne Ornamentik aus der Empire- und Rokokozeit lehnen an den Kirchenmauern halb überwuchert von üppigem Unkraut.

Auf der Straße vor der Kirche stehen ein paar ländliche Gefährte. Die Pferde tragen Kränze von weißen Rosen mit silbernen Blättern auf den Köpfen, ebensolche Sträuße auf den Schwänzen und dicke, grüne Girlanden über dem Rücken. In der Kirche wird eine Wendenhochzeit gefeiert und gerade tritt das Brautpaar aus dem dunklen Portal. Die Braut trägt die Wendenhaube mit silbernen Perlen besetzt, im übrigen hat sie ein großes, weißes Leinentuch um die Schultern befestigt, das nur unten den schwarzen, grün besetzten Rock ein wenig frei läßt. Der Bräutigam hat dagegen einen faustgroßen Myrtenkranz auf dem Kopfwirbel. Mit ernstern Gesichtern besteigt das Brautpaar den ersten Wagen, der Brautvater setzt sich als dritter auf den Fondsiß, denn er hat die Verpflichtung, den ganzen Tag neben dem Brautpaar auszuharren. Gegenüber nimmt die Brautmutter Platz. Ihre Haube ist mit einer breiten Spitze besetzt, die halb über das Gesicht fällt, sowie man das manchmal auf den Bildern von Ritterfrauen sieht. Rechts und links von ihr sitzen zwei Brautjungfern in roten, kurzen Röcken und Miedern, deren Vorderteil ganz mit bunten Glasperlen bedeckt ist. Dazu tragen sie weiße, reich und kunstvoll gestickte Schürzen und ebensolche kurze, gepuffte Ärmel mit Krausen, unter denen dann ein langer Ärmel von buntgestreifter Seide vorkommt.

Die Wendenkappen vervollständigen die hübsche Tracht. Ohne diese Kappe ist keine Wandin zu sehen, kleine Mädchen von vier Jahren tragen sie schon auf dem Kopf. Wir sind hier mitten im Wendenlande und ein wendisches Dorf ist mit feinen viereckigen Bauernhöfen, gut gehaltenen Gärtchen und dem großen „Platz“ der „Dorfaue“ in der Mitte so sauber und nett, daß es ein Vergnügen ist, es anzusehen. Dicht beieinander liegen die Dörfer aber nicht — zwischen Wiesen und gut bestandenen Feldern ziehen sich weite Heidestrecken hin, und ich habe noch nirgends so sehr das Gefühl gehabt, daß noch viel Platz auf der Welt frei ist, wie hier. Stundenlang kann man gehen, ohne einem Menschen zu begegnen. Große Seen liegen zwischen den Wäldern, und im Juni sind sie so bedeckt mit Wasserrosen, daß sie von weitem wie weißblühende Felder wirken. Schmale Dämme führen dazwischen hin, auf denen die Akazien blühen und den Wald mit ihrem Duft erfüllen. Dann kommen Wiesen mit weißen und blauen Orchideen und andere, auf denen die weiße Wollblume so reich blüht, daß die Dämme, von den Blütenflocken bedeckt, wie beschneit erscheinen. Freilich gibt es auch weniger reizvolle Wälder, wo die Kiefern niedrig bleiben, weil unten Rasenstein liegt und oben aller Humus von den Bauern, denen hier viel Wald gehört, weggerecht wird. Das sind wohl die Strecken, die dem Lande seinen Spottnamen eingetragen haben, und doch liegt etwas freies, Großzügiges über dieser ganzen Landschaft, die von einem fleißigen Volk sorgfältig angebaut wird, in der es aber doch Raum gibt für malerische Baumgruppen inmitten der Wiesen und für verraste und unverbote Fußwege, die im Walde grün überdacht und an den vielen Wasserläufen entlang von Erlengebüsch umwuchert sind. Und Radelwege gibt es nach allen Richtungen hin, denn Mann und Weib benutzt das Rad als bequemes, bei den weiten

Entfernungen notwendiges Verkehrsmittel. Es sieht spaßig genug aus, wenn man nach einem Markttage ganze Züge von Wendenweiblein die Bautzener Chaussee entlang radeln sieht, ein buntes Tuch zum Schutz gegen die Sonne über der charakteristischen Kappe, allerlei Markteinkäufe am Rade befestigt, und lustig schwäzchend, daß man schon von weitem den eigenartigen, an das Polnische erinnernden Stimmfall der wendischen Sprache hört. Scharf geschieden, schon durch die Kleidung, sind die evangelischen von den katholischen Wenden. Die Hauptstadt der Katholischen ist Wittichenau, das etwa eine Stunde von Hoyerswerda entfernt liegt, ein sauberes nettes Städtchen, in dem fast vor jedem Hause ein hochstämmiger Rosenbaum steht, der mit seinen rotblühenden Zweigen das Haus umrankt. Und mindestens das dritte Haus hat ein Kruzifix oder Heiligenbild vor der Thür; aber fleißig sind die Leute hier wie drüben und an ihren Gebräuchen halten sie fest wie an ihrer Tracht. Am 1. Mai wird ein Fichtenbaum auf mächtig langer Stange befestigt und aufgestellt. Am 1. Juni trägt dann ein bunter Zug festtäglich gekleideter Leute einen frisch=grünen Baum, an dem Schneebälle und andere Blüten festgebunden sind, durch die Stadt. Der Fichtenbaum wird gefällt und das junge Volk umtanzt den grünen Frühlingsbaum.

Auch „Hexenfeuer“ brennen am 1. Mai allenthalben. Besen werden daran entzündet und junge Burschen laufen mit den Bränden über das Feld, daß es aussieht, als tanzten riesige Irriwische über die Ebene.

Und im Winter vereinigen die „Spinnstuben“ die Wendinnen. Da wird das Linnen zu den großen blauen Schürzen, die hier von Mann und Weib getragen werden, selbst gesponnen.

Aber auch seine romantischen Winkel hat Hoyerswerda. Da steht am Ring ein Haus, das einen Löwenkopf

über der Tür trägt. In den Kellern münden unterirdische Gänge, die nach dem „Schloß“ führen, nun aber verschüttet sind. Vor Jahren ließ der Besitzer den Löwenkopf entfernen. Da entstand ein solches Rumoren im Hause, wiederholte sich jede Nacht und war so unheimlich, daß — der Löwenkopf wieder eingemauert wurde; worauf der Lärm verstummte.

Und auf dem alten Kirchhof steht ein schmuckloses Grabdenkmal, das die Inschrift trägt:

„Hier ruht in Gott

Friedrich August von Sachsen,

genannt Lehmann

geb. Febr. 1784, gest. Januar 1868 in Hoyerswerda.

Groß und reich ward ich geboren

Armlieh wurde ich erzogen

Mühselig war mein ganzes Leben

Ich ward verfolgt auf allen Wegen

Bis ich dereinst zum Himmel an

Vollendet hatte meine Bahn.“

Requiescat in pace! Aber der Kirchhof gehört nicht nur den Toten. Inmitten der Gräber, halb verdeckt von Bäumen, steht nämlich dort — das Armenhaus. Hinter verklebten Fensterscheiben blickt ein blasses Gesicht hinaus auf die Grabsteine, vor dem Hause hantiert eine alte Frau mit dort aufgeschichtetem Brennholz, unter dem sich freilich auch ein paar zerbrochene Grabkreuze befinden. Und zwischen den Gräbern spielen Kinder und blicken mit lachenden Gesichtern den Fremden an, der erstaunt vorüber geht.

Dicht am Kirchhof vorüber führt der Weg zur Bahnstation. Dort steht ein uralter Meilenstein in Form einer etwa fünf Meter hohen Pyramide. Früher stand er inmitten des Marktplatzes. Nun hat man ihn hierher versetzt und „aufgefrischt“, indem man ein Bismarckrelief in den Sockel einsetzte. Und um den Bahnhof her wird eifrig gebaut. Da scheint das neue Hoyerswerda heranwachsen

zu wollen. Wir aber wollen nun noch einen Blick in die Vergangenheit tun. Da erzählt die Chronik zunächst die romantisch-gruselige Geschichte von der Entstehung des Stadtwappens der grünen Eichen im blauen Felde. Der Erbauer der Stadt soll der Oberjägermeister des böhmischen Fürsten Jaromir, Hoboran mit Namen, gewesen sein. Derselbe wurde von Kaiser Heinrich II. ums Jahr 1003 zum Freiherrn erhoben und von seinem Herrn Jaromir mit Land beschenkt für erwiesene Treue. Die Geschichte aber, die sich mit dem Fürsten in Böhmen, Jaromir und seinem getreuen Diener zutrug, ist nach der Chronik folgende: In Böhmen war die uralte, reiche Familie der Grafen Wrsowsken in hohem Ansehen und trachtete den Grafen Kochan Wrsowsken an Stelle des Fürsten Jaromir zum Herrn von Böhmen zu machen. Bei einer Jagd wußten die Grafen den Fürsten von seinen Leuten zu trennen und in eine Waldschlucht zu locken, wo sie ihn überfielen, ihn seiner Kleider beraubten, ihn zwischen zwei Eichen festbanden und ihre Pfeile „zur Kurzweil“ nach ihm abschossen. Hoboran entdeckte von weitem seinen Herrn in dieser schrecklichen Lage, und es gelang ihm, Hilfe herbeizuholen und seinen Fürsten zu erretten, ehe dieser den Todesstoß, der ihm zugedacht war, empfing. Zur Erinnerung an diesen Vorgang nahm Hoboran damals die Eichen in das Wappen der von ihm begründeten Stadt. Der Name soll aus dem Wendischen hergeleitet werden und darauf hinweisen, daß die Stadt „mitten im Wasser lieget, denn es fließt die schwarze Elster an sechs unterschiedlichen Orten durch die Stadt“. Aus alten Urkunden geht auch hervor, daß „gegen Morgen niemand wegen Morast, Sumpf und Wasser hat zum Schlosse kommen können“. Hoboran hatte bei seiner Erhebung in den Freiherrnstand den Namen Duba, was auf wendisch Eiche bedeutet, erhalten. Seine Nachkommen besaßen nun die Herrschaft Hoyerswerda —

bis wann, ist nicht festzustellen, da glaubhafte Nachrichten aus dieser Zeit nicht erhalten sind. Erst im Jahre 1272 wird Hoyers von Vredeberg, nach anderer Ueberslieferung Hoyers von Mannsfelden, als Lehnherr von Hoyerswerda genannt und nach ihm die Herren von Schönfeld und von Schwarzburg. Der eigentliche Besitzer war der Markgraf Woldemar von Brandenburg, und als dieser 1319 ohne männliche Erben starb, ergab sich die Oberlausitz freiwillig an den König Johann von Böhmen.

1357, „als am Peter=Paul=Abend“, kaufte, nach der Chronik, Kaiser Karl IV. die „Feste Hoyerswerda“ um „1400 Schock Groschen von den Brüdern Johann und Günther Grafen Schwarzburg; der Kaiser bezahlte den 2. November die Hälfte des Kaufgeldes, wegen der anderen 700 Schock wurde ihm Nachsicht bis zum St. Georgen= Tage versprochen. Da der Kaiser aber nicht zahlen konnte, so gaben die Städte Budissin, Görlitz, Lauban und Löbau das Geld, wofür sie vom Kaiser Erlaß aller Abgaben auf zwei Jahre erhielten.“ 1371 verpfändete der Kaiser Karl dann Hoyerswerda seinem Kammermeister und Hauptmann zu Breslau, Thino von Colditz, für 60 Schock jährliche Rente. In dieser Zeit scheinen die Nachkommen des ersten Besitzers, die Freiherren von der Duba, wieder zu Ansehen und Gelde gekommen zu sein, denn 1382 löste der „Landvoigt Bensch von der Duba“ die Herrschaft um 1000 Schock Groschen von dem Colditz ab und ward selbst damit belehnt. Da er kinderlos starb, fiel das Lehen an König Sigismund zurück, der es aber sofort an Heinrich von der Duba weitergab. Das alte Geschlecht der Dubas, später von der Daube genannt, behauptete sich hier bis 1448, dann wechselten die Lehnherrn. Die Familien von Schumburg, Sternberg, Maltitz, Promnitz, Kittlitz und Ponikau folgten einander, bis im Jahre 1651 Johann Georg, Kurfürst zu Sachsen, die Herrschaft erwarb. Dieselbe verblieb nun dem kurfürstlich

sächsischen und später dem königlich sächsisch-polnischen Hause bis auf eine kurze Unterbrechung ums Jahr 1700, wo ein Herr von Baichlingen die Herrschaft, wohl in Folge augenblicklicher sächsischer Geldschwierigkeiten, kaufte. 1703 war sie aber schon wieder im Besitz Friedrich August I. von Sachsen. Dieser prachtliebende Herr, dem seine polnische Krone viel gutes sächsisches Geld kostete, schuldete der Fürstin Ursula Katharina von Teschen 250 000 Taler und übergab ihr für diese Schuld, die er nicht bezahlen konnte, die Herrschaft Hoyerswerda. Die Chronik besagt: „Ihre Durchlauchtigkeit kamen den 10. April unvermutet in Hoyerswerda an und wurden den 17. dieses Monats von Sr. königlichen Majestät besucht. Königliche Majestät fuhren aber den Morgen darauf wieder nach Dresden. Den 20. Juli bekamen Ihre Durchlauchtigkeit (die Fürstin Ursula) die Herrschaft erb- und eigentümlich und wurden Ihrer Durchlauchtigkeit durch königliche Kommissarien gehuldigt. Ihre Durchlauchtigkeit haben zweiunddreißig Jahre mit großem Ruhm regiert und sich gegen dero Unterthanen allezeit sehr gnädig und mildreich erwiesen, daß dero Gedächtniß allhier sobald nicht erlöschen wird.“

Friedrich August I. ist als ritterlich und als Frauenfreund bekannt. Nehmen wir an, daß seine Gläubigerin, die Fürstin Ursula schön und jung war, und aus dem trocknen Chronikbericht blüht die schönste Liebesgeschichte hervor, die den Besuch des Königs und die darauf folgende Übergabe der Herrschaft Hoyerswerda an die Fürstin in romantischem Licht erscheinen läßt. Und ein malerischer Hintergrund für eine romantische Geschichte ist das alte Schloß wohl damals gewesen. Im Jahre 1592 war es nach einem Brande durch Herrn Seyfried von Promnitz „von Grund aus mit Mauerwerk wieder erbaut worden“, und die Chronik gibt aus der Zeit der Fürstin Ursula folgende Beschreibung: „Es ist das Schloß um und um mit einem tiefen Wasser-

graben umgeben, über welchen zwei steinerne Brücken führen. Dem Graben gegenüber, um und um sind schöne Lustgärten, über dem Schloßhofs ist auch ein schöner Garten, gegen Morgen ein großer Teich, gegen Mittag stehen große Eichen, so einen schönen Prospekt geben.“

Später baute die Fürstin das Schloß noch weiter aus, aber nach dem Tode Friedrich August I. scheint sie es dort nicht mehr ausgehalten zu haben, denn 1737 verkaufte sie die Herrschaft an Friedrich August's Nachfolger, Friedrich August II. für 250 000 Reichstaler. Hoyerswerda blieb nun im Besitz der sächsischen Krone bis zum 18. März 1815, wo die Niederlausitz und damit auch Hoyerswerda in preußischen Besitz kam. Hoyerswerda gehörte dann zunächst zur Provinz Brandenburg, bis es 1825 dem Departement der Königlichen Regierung zu Liegnitz überwiesen und damit schlesisch wurde.

Im Jahre 1540 wurde der erste evangelische Gottesdienst in Hoyerswerda gehalten, und die Stadt blieb auch während des dreißigjährigen Krieges, in dem sie ihr reichliches Teil Kriegselend erfuhr, der Reformation treu. Die Hauptkirche soll nie abgebrannt sein, und es sind darin noch Epitaphien aus den Jahren 1481, 1507, 1522, 1523. Wenn die Kirche erbaut wurde, weiß man nicht genau, nimmt aber an, daß sie aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammt.

Zum Schluß möchte ich noch von zwei Gefechten berichten, von denen das eine im siebenjährigen Kriege stattfand, das andere fast eine Sage aus grauer Vorzeit ist.

Am 25. September 1759, gegen Ende des siebenjährigen Krieges, lag ein starkes Detachement Österreicher unter General von Wehla in Hoyerswerda. Da kam nachmittags der Prinz Heinrich, der Bruder des großen Friedrich und der einzige Feldherr, von dem Friedrich gesagt hat, er habe während des Krieges nie einen Fehler gemacht, in Hoyerswerda an, die Chronik sagt: „ehe es Jemand gewahr wurde“. Prinz Heinrich war mit 6000 Mann in zwei

Tagen von Görlitz über Rothenburg marschiert, ging durch und neben der Stadt, griff die Oesterreicher an, die vor dem Wittichenauer Tore „vom Spittel bis zum Weinberg“ standen, „feuerte mit grobem Geschütz unter sie, so in 3000 Mann bestehen sollten, zerstreute solche und bekam den Herrn General von Wehla und 2000 Mann gefangen“.

Eine Tafel ist auf der Stelle der Gefangennehmung des Generals errichtet, an einer Wiese, die mitten in dem Städtchen liegt.

Der Ort des anderen, mehr sagenhaften Kampfes, liegt weiter entfernt, bei dem zu Hoyerswerda gehörigen Dorfe Tätzschwitz. Dort saßen ums Jahr 923 die heidnischen Wenden, deren Spuren man jetzt noch in Begräbnisplätzen und Opferstätten findet. Am Koschenberge hatten sie sich unter ihrem Führer Radbot gelagert. Das Weib eines Wendenhäuptlings, die Chitava aber und ihr Vater Mleslav hielten es mit den Christen und wiesen dem Herzog Heinrich den Weg, daß er mit seinen Getreuen, den Grafen Dittmar und Friedrich von Wettin und ihren Mannen die Wenden überraschte und in mörderischem Kampfe aufs Haupt schlug. Bei der Bjewoschmühle fand der schlimme Radbot den Tod, und die überlebenden Wenden wurden später im Bjewoschbache getauft. Das Stirngeschmeide des Radbot soll nach hunderten von Jahren im Bach gefunden und in Hoyerswerda verkauft worden sein. Und von all den alten Sagen und einstigen Geschehnissen liegt es, wie ein feiner, romantischer Hauch, noch heut über der Stadt; trotz des Elektrizitäts- und Gaswerkes, trotz der Kreishausstraße mit ihren modernen Häusern und der aufblühenden Arbeiterkolonie mit ihren netten kleinen Anwesen. Und gerade darum habe ich so viel von Hoyerswerda erzählt, noch ehe ich von seiner Chronik sprach.



Landeck.



**L**andeck gilt als die Perle des Glazzer Gebirges, und seine herrlichen Wälder mit den wohlgepflegten Promenadenwegen, seine heilkräftigen Quellen und die hübschen Villen und Logierhäuser des Bades rechtfertigen seinen Ruf. Seit die letzte, durch Privatdozent Dr. Schaefer ausgeführte Untersuchung der Quellen nun auch noch einen so hohen Grad von Radioaktivität ergeben hat, wie man ihn bisher nur in den bekannten österreichischen Quellen nachweisen konnte, dürfte das Interesse für Landeck noch in weitesten Kreisen zunehmen, und es scheint mir daher angezeigt, jetzt auch einmal die Chronik des Städtchens aufzuschlagen und nachzuforschen, wie es sich entwickelte. Da finde ich nun zunächst eine halbfagenhafte Geschichte von einem Hirten, der im Anfange des 13. Jahrhunderts seine Herden im Tal an der Landesecke von Schlesien weidete, von Durst getrieben aus einer Quelle trank, aber entsetzt über den Schwefelgeschmack und Geruch des Wassers, die Quelle verwünschte und heimkehrend eine abschreckende Beschreibung davon machte. Ein kluger Arzt wurde durch diese Beschreibung aufmerksam, sah sich die verrufene Quelle an und — machte die ersten Experimente damit an seinen Patienten. Die Heilkraft des Schwefelwassers stellte sich bald heraus; deutsche Kolonisten, die in jener Zeit unter dem böhmischen König Ottokar II. eingewandert waren, siedelten sich in der Nähe an und wurden die Begründer der späteren Stadt Landeck, während das Bad damals in der primitivsten Weise als Heilfaktor benutzt wurde.

Nach der Tartarenschlacht bei Liegnitz drangen wilde Horden bis in das stille Landecker Tal und verwüsteten die Ansiedelung, die zwar bald darauf wieder gebaut, um 1420 aber von den Hussiten abermals zerstört wurde. Dennoch war der Ruf der heilkräftigen Quellen schon so groß, daß sich stets neue Ansiedler in ihrer Nähe niederließen. Unter

Kaiser Heinrichs II. Sohn, Johann von Böhmen, und unter seinem Enkel, dem späteren Kaiser Karl IV., begann das Bad sich zu heben, und Wenzel IV. bestätigte der Stadt Landeck ihre Privilegien. Als aber Kaiser Sigismund zur Regierung kam, verpfändete er das Glazer Land samt Landeck an seinen Rat Potho Czastalowitz, dessen Erben das Pfandrecht wiederum an Hinko Krussina von Lichtenburg verkauften, der ein arger Raubritter gewesen zu sein scheint und übel in der Gegend hauste, da er im Verbande mit anderen Sinnesgenossen Städte und Dörfer der Nachbarschaft plünderte. 1454 kaufte Georg Podiebrad Landeck. Er war es auch, der das Glazer Land zur Grafschaft erhob. Daß während dieses häufigen Besitzwechsels das Bad verfiel, ist begreiflich, bessere Zeiten kamen ihm erst um 1498 unter den Enkeln Podiebrads, Karl, Georg und Albrecht, denen die Grafschaft gemeinschaftlich gehörte. Sie ließen die Quellen durch einen damals berühmten Wiener Arzt untersuchen, das Resultat bekannt machen und trafen bessere Einrichtungen für Bad und Brunnen. Besonders war es der Herzog Georg, der sich für das Land interessierte. Er baute das St. Georgenbad und die St. Georgskapelle neben dem Bade. Der folgende Besitzer, ein Graf von Hardeck ließ alles wieder verfallen, bis 1544 ein Glazer Bürger das Bad mit dem umliegenden Lande kaufte, von dem es 1572 endlich die Stadt Landeck erwarb. Nun wurde wieder alles aufgeboten, um das vernachlässigte Bad in Aufnahme zu bringen, und beim Ausbruch des 30 jährigen Krieges hatte es schon einen solchen Ruf, daß ein besonderes Korps von Soldaten hier aufgestellt wurde, um es vor Streifzügen zu beschützen. Nach Beendigung des Krieges erfreute sich das Bad eines so starken Zuspruches, daß es erweitert werden mußte. Nachdem die auswärtigen Feinde aber glücklich abgewehrt waren, entspann sich im Bade selbst ein Streit, der die gedeihliche Weiterentwicklung um Jahre

hemmte. Der kaiserliche Rat Johann von Hoffmann hatte nämlich einen Tümpel in der Nähe des Georgenbades gekauft, in dem er zwei starke Schwefelquellen fand. Er erwarb nun noch mehr Grundbesitz, baute ein Schloß — den jetzigen Gasthof zum Schlößel — und führte 1687 das noch jetzt stehende große Brunnenhaus auf. Die Quelle selbst nannte er „Unsrer lieben Frauen Bad“, und wer Landeck kennt, weiß, daß es sich um die ersten Anfänge des Marienbades handelt. Nun entspann sich ein erbitterter Streit zwischen den rivalisierenden Quellen, deren Besitzer sich gegenseitig schlecht machten und damit die Reputation des ganzen Bades gefährdeten, bis die Stadt 1736 dem bösen Handel ein Ende machte, indem sie auch die Marienquelle kaufte.

Während der Schlesiſchen Kriege bekam Landeck wieder eine Sauegarde; da der Besuch der Kurgäste aber fast ganz ausblieb, hatte das Bad schlechte Zeiten, und die Stadt ging sogar mit dem Plane um, es zu verkaufen oder an die jüdische Gemeinde zu verpachten.

Da kam dem verlassenen, inzwischen preußisch gewordenen Bade Hilfe und Beistand durch den dirigierenden Minister für Schlesien, den Grafen Heinrich von Hoym. In ihm hatte der große König den rechten Mann gefunden, um die tiefen Wunden der eroberten Provinz zu heilen. 1782 war er selbst Kurgast in Landeck, sah, was und wo es fehlte, und griff kräftig ein, um das verarmte Bad zu heben. Der Kursaal wurde erbaut, fehlende Einrichtungen und Mobilien wurden beschafft, die Brunnengebäude und Bäder renoviert. Ihm zur Seite stand der damalige Badeinspektor Wagner, der Land und Leute von Landeck so ins Herz geschlossen hatte, daß er bei seinem Tode die armen zur Stadtschule gehenden Kinder zu Erben seines aus 24 000 Talern bestehenden Vermögens einsetzte.

Graf Hoym war auf Landeck durch die glückliche Kur aufmerksam gemacht worden, die der König dort gebraucht hatte. Über das Eintreffen Friedrichs des Großen in Landeck berichtet Nr. 95 des Jahrganges 1765 der „Schlesischen Zeitung“ wie folgt:

L a n d e c k, 5. August 1765. Gestern früh um 10 Uhr war es, da Se. Majestät unser allergnädigster König und Herr, in Begleitung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen und der beyden Prinzen von Braunschweig, Friedrich und Wilhelm, Hochfürstl. Durchl. über Glas in hiesigem neuen Baade glücklich eintrafen, um hieselbst die Badecur zu gebrauchen. Ein großer Teil der Bürgerschaft und sämtliche Bauren aus den Stadtdörfern, erstere unter des Magistrats, und letztere unter ihrer Scholzen Anführung, waren Ihre Königl. Majestät eine halbe Meile vor die Stadt entgegen geritten. Alle hatten sich auf das beste angekleidet, und grüne Sträucher auf die Hüte gesteckt. Vor Sr. Königl. Majestät Wagen ritten der Magistrat und die Bürgerschaft, und hinter denselben schlossen sich sämtliche Bauren an. Auf denen Straßen durch die Stadt nach dem neuen Bade hatten sich alle übrigen Einwohner männlichen Geschlechts aus der Stadt und den sieben Kämmereydörfern zu beyden Seiten postiret, um Sr. Königl. Majestät allerunterthänigst zu empfangen. Unter die Lindenallee von der neuen Badekirche bis in das Bad aber, war alles Frauenzimmer groß und klein auf das schönste angezogen, zu beyden Seiten der Allee und des Weges rangiret. Zuerst standen die kleinen Mädgens, hernach die erwachsenen Jungfern, beyde in aufgezpuhten bloßen Köpfen mit Kränzen, und endlich kamen die Frauen. Als Ihre Königl. Majestät diese Allee erreichten, ließen sich Pauken und Trompeten hören, die Mädgens und Jungfern aber bestreueten den Weg mit

Blumen, und warfen Ihre Majestät auch viele davon entgegen und in den Wagen, riefen auch: Es lebe der König! Die Frauen aber wünschten Ihrer Majestät ein gesegnetes Bad, worüber Allerhöchstdieselben Dero allergnädigste Zufriedenheit zu marquiren geruheten. Heute haben Se. Königl. Majestät bereits die Badecur angefangen; und alle wahre Patrioten werden dabey mit uns sehnlichst wünschen, daß Se. Königl. Majestät die größte Consolation allhier finden und baldigst vollkommen restituiret werden möge.

Der König wohnte im Brunnengebäude des neuen Bades, Prinz Heinrich und die Branschweiger im steinernen Haus. Friedrich II. hatte nur zwanzig Tage Zeit zur Kur, er saß daher täglich vier Stunden im Bade. An Herrn von Catt schreibt er in dieser Zeit: „Ich schreibe Ihnen vom Wasser aus, mein Lieber, worin ich mehr lebe als auf dem Lande. Ich fange an Fisch oder Ente zu werden, weiß jedoch nicht recht, welches von beiden. Hätte ich nur einen Ovid, um meine Metamorphose zu verherrlichen.“ Und später: „Man hat mir achtzig Stunden zu baden verordnet. Das ist sehr viel für einen Menschen, der nicht gern seine Zeit im Wasser verliert. Jedoch habe ich meinen Entschluß gefaßt und bereits 28 Stunden meiner Kur absolviert. Die Anschwellung meiner Beine nimmt ab, und ich befinde mich ziemlich wohl.“

Ebenso schreibt er an den Marquis d'Urgens: „Es verliert sich fast gänzlich die Anschwellung meiner Füße und ich hoffe, daß meine Kräfte bald wieder kehren werden“.

Dann schreibt der König an die Kurfürstin von Sachsen: „Ich bin der Ansicht daß, wenn man sich im Fegesfeuer befindet, man freudig den Schlüssel in Empfang nimmt, der die Thür öffnet. In demselben Fall befinde ich mich in meinem Bade. Ich bin gar nicht an meinem Platz und fühle mich nicht behaglich im Wasser. Gern überlasse

ich dies Element den Steinbutten, Hechten und Enten und werde den Himmel segnen, sobald der Augenblick meiner Befreiung gekommen sein wird.“

Im September schreibt er an den Baron von La Motte Fouqué: „Ich komme aus Schlesien zurück, mein lieber Freund, die Bäder von Landeck haben mir den Gebrauch meiner Füße wiedergegeben und gegenwärtig scheint es mir fast, als habe ich nie die Gicht gehabt“.

Und wiederum berichtet die „Schles. Zeitung“ vom 9. September 1765:

L a n d e c k , den 25. August. Heute früh um 7 Uhr sind Se. Königl. Majestät, unser allergnädigster Herr, nach geendigter Baadecur unter vielen Segenswünschen der Einwohner, gesund und vergnügt wiederum von hier über Glasz abgereiset, nachdem Allerhöchstdieselben dem Magistrat wegen der guten Anstalten und Einrichtung im Baade sowohl, als der accuraten Policey, Dero allergnädigste Zufriedenheit zu erkennen gegeben, und Sich gegen Jedermann sehr gnädig bezeuget. Se. Königl. Majestät haben Sich des Baades vom 5. bis zum 24. zu bedienen geruhet, und in dieser Zeit hat selbiges an Allerhöchst dero geheiligten Person den besten Effect so man nur wünschen können, gethan: denn wie das Baad überhaupt Se. Königl. Majestät Gesundheitsumständen sehr zuträglich gewesen; so hat es auch besonders Allerhöchstdenenselben eine Erleichterung in allen Gliedern geschaffet, daß Allerhöchstdieselben zu aller Verwunderung die herum liegenden Berge ohne Hülfe zu Fuß herauf und herunter gehen können. Es kan dahero der Grafschaft, so wie dem ganzen Lande, nicht anders als zur größten Freude und Consolation gereichen, daß Se. Königl. Majestät, als der größte Monarch in der Welt, Dero von allen treuen Unterthanen und redlichen Patrioten so sehnlichst gewünschtes Retablissement, in hiesigem

Baade gefunden haben. Man hat also hieran ein abermahliges wahres Beyspiel von denen heilsamen Wirkungen hiesiger Bäder, und können daher alle und jede in- und außerhalb Landes deren Gesundheitsumstände es erfordern Bäder zu frequentieren, sich gewiß versichert halten; daß sie beim Gebrauch hiesiger Bäder alle schleunige Hilfe und die heilsamste Dienste erlangen werden. Solange sich Se. Königl. Majestät allhier aufgehalten, haben sich auch beständig verschiedene vornehme Standespersonen, und darunter besonders des Hrn. Grafen von Bellegarde Excel. der Hr. Graf von Hodiß, der Hr. Graf von Zierotien, der Hr. Graf von Curschwang und andere mehr, imgleichen die Herren Stände der Grafschaft Glatz allhier eingefunden, um Se. Königl. Majestät Cour zu machen und die devoteste Wünsche eines gesegneten Baades zu Füßen zu legen, welche denn auch allemal von Se. Königl. Majestät sehr gnädig aufgenommen worden.“

Friedrich der Große blieb nicht das einzige Mitglied unseres Herrscherhauses, das Landeck besuchte. Am 22. August 1800 war die Königin Luise hier und wohnte der Grundsteinlegung zum neuen Kursaal bei, und 1813 wohnte König Friedrich Wilhelm III. während des Waffenstillstandes im „Königshaus“ und gebrauchte die Landecker Kur. Er verbrachte auch seinen Geburtstag hier, zu dem sein Verbündeter Kaiser Alexander I. von Rußland ebenfalls nach Landeck kam. Der König gab ihm zu Ehren einen Thédansant im Waldtempel, woran eine dort angebrachte Gedächtnistafel noch heut erinnert. Am 17. August verließ der König das Bad, um sich nach Ablauf des Waffenstillstandes wieder zu den Truppen zu begeben.

1820 war Kaiser Wilhelm — damals Prinz von Preußen — als Badegast anwesend und mit ihm zugleich die Prinzessin von Radziwill.

1841 vernichtete eine Feuersbrunst fast ganz Landeck. So schwer dieser Schlag aber auch die Bewohner traf, dem Orte gereichte er schließlich zum Vorteil, denn an Stelle vieler Hütten und unansehnlicher Holzbauten wurden nun geräumigere und solide Häuser gebaut.

Seitdem ist Landeck in stetiger Fortentwicklung begriffen und kann jetzt getrost den Vergleich mit berühmteren und für den Schlesier schwerer zu erreichenden Orten aushalten.

Zum Schluß möchte ich hier noch einige Verse anführen, die in den „schlesischen Berichten von den gelehrten Sachen, 1765“ stehen, und in dem überschwenglichen Stil der Zeit, Friedrichs des Großen Landecker Kur feiern.

#### Der Kriegsgott in den Bädern.

Alpengleich erhebst über Alles, was Hügel und Berg ist  
 Du mein glähisches Land dich zu der Götter Sitz,  
 Läßst deine Quellen der Nord- und Ostsee Gestade berühren,  
 Selbst dem Pontinischen Sumpf führt sie die Donau noch zu.  
 Einst als der Kriegsgott schwer vom Speer der Tüdiden verwundet  
 Auf der Erde ringsum hilflos nach Heilung geseufzt,  
 Flog er zum Himmel hinauf, dem erhabenen, daß ihm der Götter  
 Vielerfahrener Arzt stille den brennenden Schmerz.  
 Solche Hilfe verschmäht Mars Friedrich jetzt, dessen Taten  
 Staunend der Erdkreis geseh'n und sich der Himmel erzählt;  
 Er, dessen Name von Nord zu Süd, von Morgen zu Abend  
 Strahlt wie das Tagesgestirn durch die bewundernde Welt;  
 Er überläßt deinem heilenden Quell die ermatteten Glieder  
 Nach einem blutiger'n Streit, als ihn selbst Troja gesehen;  
 Kaum benezt ihn der Quell, so erhebt Er in Frische sich wieder,  
 Um erst in späterer Zeit sich an die Sterne zu reih'n.



Druck von Gebrüder Böhmer, Kattowitz O.-S.

## Schlesiſches Bilderbuch.

Herausgegeben von Professor Dr. Paul Knötel.

Mit Originalen von Professor Richard Knötel.

**Preis elegant gebunden 6 Mark.**

Mit Recht spielt heut die Pflege des Heimatſinnes eine bedeutende Rolle, und zwar nicht nur in der Erziehung der Jugend, ſondern auch in der des Volkes. So muß alles Gute, das zur Weckung deſſelben beiträgt, mit Freude begrüßt werden. Das gilt beſonders auch gegenüber dem vorliegenden Werke. In der ſonſt ſo reichen Literatur über Schleſien fehlte ein Buch wie das vorliegende völlig. In buntem Wechſel ziehen in ihm maleriſche Landſchaften, Städte- und Architekturbilder, Bildniſſe und Denkmäler berühmter Männer, fefſelnde Vorgänge aus der Geſchichte und dem Volksleben des Landes an uns vorüber. Schon wer das erſte Bild aufſchlägt, wird ſeine helle Freude an der Darſtellung Rubezahl haben. Aber auch die anderen Bilder, 3. T. nach Zeichnungen, 3. T. nach Photographien wiedergegeben, werden jeden Schleſier fefſeln. Neben manchem Altbekannten, das er gern wieder einmal betrachtet, wird er auch vieles Neue finden. Wenn ſonſt in Büchern und Bilderwerken Oberſchleſien häufig recht ſtiefmütterlich behandelt worden iſt, ſo iſt das hier nicht der Fall. Den erziehlichen Wert des Bilderbuches erhöht noch der kurze Text, der jedem Bilde beigegeben iſt. Wer auch nur bei einigen derſelben dieſe Beigabe geleſen hat, wird zugeben müſſen, daß ſie außerſt geſchickt abgefaßt iſt, belehrend, ohne aufdringlich zu ſchulmeiſtern. Dafür bürgte ja aber auch der Name des Verfaſſers. Der Name Bilderbuch, wie er das Werk beſcheiden genannt hat, ſoll nicht beſagen, daß es nur für die Jugend beſtimmt iſt. Auch der Erwachsene wird es mit Intereſſe durchblättern und gern ſein eigen nennen, zumal ihm der Verlag eine vorzügliche Ausſtattung gegeben hat.

---

## Geſchichte Oberſchleſiens.

Für weitere Kreiſe dargeſtellt von Professor Dr. Paul Knötel.

Mit Bildern und einer Karte.

**Preis gebunden 3 Mark.**

Mit dieſem Werke hat der durch ſeine geſchichtlichen Arbeiten über Schleſien bekannte Schriftſteller Dr. P. Knötel ein Werk geſchaffen, das biſher fehlte und ſich bald wärmſte Anerkennung erworben hat. Eine größere Zahl perſönlicher Briefe an den Verfaſſer und lobende Beſprechungen geben davon Zeugnis. So ſchreibt die Schleſiſche Zeitung vom 20. März 1908:

Ein Buch, das ausgezeichnet geeignet iſt in dieſem Sinne belehrend und aufklärend zu wirken, iſt die kürzlich erſchienene, ebenſo gewandt geſchriebene wie hübsch ausgeſtattete Geſchichte Oberſchleſiens.

**Oberschlesien einst und jetzt.**

**Kurzgefaßte Geschichte des Regierungsbezirks Oppeln für Schule und Haus.**

Von Professor Dr. Paul Knötel.

**3. Auflage, 11.—15. Tausend.**

**Preis broschiert 1 Mark, gebunden 1,25 Mark.**

Das reich illustrierte Büchlein stellt sich die Aufgabe, in echt volkstümlicher Weise die Jugend und die im Lesen noch ungeübten Erwachsenen mit der Geschichte Oberschlesiens in 11 abgerundeten Kapiteln und einem Anhang über berühmte Oberschlesier bekannt zu machen. Von maßgebender Seite ist das Werk sehr günstig beurteilt worden. Es eignet sich vor allem auch zur Anschaffung als Prämie, für Schul- und Volksbüchereien.

---

**Geschichte des Fürstentums Pleß.**

Von Dr. E. Zivier.

**I. Teil: Entstehung der Standesherrschaft Pleß (bis 1517).**

**Preis 5 Mark.**

Der gelehrte fürstlich plessische Archivar bietet mit diesem auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung stehenden Werke die erste grundlegende Darstellung der älteren Geschichte Oberschlesiens überhaupt.

---

**Fürstenstein 1509—1909.**

**Festschrift zur Feier des 400 jährigen Besitzes der Freien Standesherrschaft Fürstenstein durch die Reichsgrafen von Hochberg.**

Von Dr. E. Zivier.

**Preis 3 Mark.**

Die kleine Schrift, auf deren würdige Ausstattung wir das größte Gewicht gelegt haben, bietet einen kurzen Überblick über die Geschichte des in Schlesien allgemein bekannten Bergschlosses. Bildnisse, Landschafts- und Architekturbilder sowie Wappendarstellungen geben ihr ein künstlerisches Gepräge.

---

**General von Neumann**

**der tapfere Verteidiger der Festung Cosel 1807.**

Von Noël, Major z. D.

**Preis 1,25 Mark.**

Das zur 100 jährigen Jubelfeier erschienene, mit authentischen Bildern geschmückte Werkchen ist wohl geeignet, eine der ruhmvollsten Episoden der ober-schlesischen Geschichte im Gedächtnis unseres Volkes wach zu erhalten.

## Aus Altpreußens Vergangenheit.

Kurzgefaßte Geschichte der Provinzen Ost- und Westpreußen.

Von Dr. O s f a r H a h n.

Mit 34 Abbildungen.

Preis 3 Mark.

Die Geschichte Altpreußens ist bisher fast nur in teuren, wenigen zugänglichen, größern wissenschaftlichen Werken behandelt worden. Es galt daher eine Lücke in der Literatur auszufüllen und der deutschen Lesewelt, besonders der des östlichen Deutschland eine volkstümlich geschriebene Geschichte der beiden Provinzen Preußen zu bieten. Dieser Aufgabe dient das vorliegende Buch, das von einem guten Kenner der altpreußischen Geschichte und einem begeisterten Freunde seiner Heimat an der Ostseeküste geschrieben ist und von dem damit alt und jung die Mittel an die Hand gegeben werden, zu beurteilen, was dieses Land der deutschen Kultur und besonders auch der Friedensarbeit unsrer Hohenzollernschen Fürsten verdankt. Das Buch ist mit 34 Abbildungen geschmückt, die teils Bildnisse hervorragender Männer vor Augen führen, teils den Leser mit Landschaften und Architekturen des Landes bekannt machen. Gerade in den Darstellungen der Bauwerke tritt der originale Charakter der altpreußischen Kunst klar zu Tage, und sie kommen damit einer Forderung unserer Zeit entgegen, die auf den bodenständigen Charakter der Kunst ein mit Recht so großes Gewicht legt. Trotz der guten Ausstattung haben wir für das Buch den überaus billigen Preis von 3 Mark festgesetzt.

---

## Kunst und Heimat.

Ein Wegweiser zur Kunst. — Von Professor Dr. Paul Knötel.

Mit 83 Abbildungen.

Preis elegant gebunden 5 Mark.

Ein neues, eigenartiges Werk des unermülich tätigen Schriftstellers. Es will keine Kunstgeschichte sein, sondern nur ein Wegweiser zur Kunst, und das ist vielleicht mehr! Wenn noch so viele meinen, man könne Schöpfungen der bildenden Kunst nur an wenigen berühmten Stellen, vor allem in Kunstsammlungen und Museen finden, so will er zeigen, daß es fast überall Kunstwerke älterer oder neuerer Zeit gibt. Zu diesem Zwecke führt er die Leser zu Tempeln und Kirchen, zu Schlössern und Burgen, in alte und neue Städte, auf das Land und zu den Denkmälern der Toten. Um aber zu beweisen, daß selbst in Gegenden, wo man keine Kunstwerke zu finden meint, solche und zwar in größerer Anzahl vorhanden sind, führt er im zweiten Teile die Leser nach Oberschlesien, dem viel verrufenen, und weist auf Grund eingehender Studien nach, wie reich selbst hier der Quell der Kunst geflossen ist und jetzt wieder fließt. So ist auch dieses Buch ein richtiges ober-schlesisches Heimatbuch, wie wir deren schon mehrere dem Verfasser verdanken. Doch hat es auch über Oberschlesien und Schlesien hinaus Bedeutung, da es die jetzt herrschende Kunstauffassung in nachdrücklicher Weise vertritt und auch dem schlichten Kunstwerke seinen gebührenden Platz anweist. 83, zum Teil hier zum ersten Male veröffentlichte Bilder unterstützen das Wort des Schriftstellers in vorzüglicher Weise.

## Bergbau und Bergmannsleben in Schlesien.

Ein Lesebuch für Bergleute und Bergmannsfreunde.

Von Dr. Paul Drechsler, Direktor des Gymnasiums in Zabrze.

Preis 3 Mark.

Der bekannte Verfasser bietet in dem vorliegenden Buche allen, die sich über den Bergbau und das Bergmannsleben in Schlesien unterrichten wollen, ein brauchbares Hilfsmittel. In anziehender Form schildert er die Entwicklung des Bergbaues von den frühesten Anfängen in Europa, Deutschland und in Schlesien bis zur Gegenwart, bespricht dann die Stellung des Bergmanns im Altertum und in der Neuzeit, die Entwicklung des Bergrechts, die verschiedenen Klassen der Bergleute und ihre Beschäftigung, die Bergmannskleidung, die Arbeit der Knappen unter und über Tage, die Lohnverhältnisse, das häusliche Leben, den Bergmannsgruß „Glück auf“, bergmännische Festlichkeiten, eingehend den Bergmannsglauben und die Bergmannslieder, von denen charakteristische Proben mitgeteilt werden. Zum Schlusse behandelt der Verfasser die Bergmannssprache und gibt ein alphabetisches Verzeichnis der gebräuchlichen Bergwörter und eine treffliche Erklärung von ihnen. Ein Orts- und Personenverzeichnis schließt das Ganze ab, das somit ein anschauliches und hochinteressantes Kulturbild darbietet.

---

## Gieschewald.

Ein neues ober-schlesisches Bergarbeiterdorf der Bergwerks-Gesellschaft  
Georg von Giesche's Erben.

Beschrieben von Königl. Baugewerkschul-Oberlehrer Professor Reuffurth.

Mit vielen Abbildungen und Grundrissen.

Preis elegant gebunden 6,50 Mark, broschiert 5 Mark.

In der Nähe der Industriestadt Kattowitz ist in den letzten Jahren die Bergarbeiterkolonie Gieschewald entstanden. Mit dem Begriffe einer Bergarbeiterkolonie ist noch immer für viele Menschen der eines rauchgeschwärzten Ortes mit häßlichen Arbeiterkasernen verbunden. Ganz anders hier. Mitten im Walde, von seinen Bäumen umrauscht, dehnt sich die neue Ansiedlung aus. Mit ihrer Errichtung hat sich die Verwaltung Georg von Giesche's Erben, an der Spitze vor allem ihr Generaldirektor, Geh. Bergrat Uthemann, ein großes Verdienst erworben, und hat etwas geradezu Vorbildliches geleistet. Mit Glück ist bei den meisten Häusern auf das Vorbild des alten ober-schlesischen Bauernhauses zurückgegriffen worden. So stellt sich das Ganze als ein äußerst malerisch gelegenes Dorf dar. Daneben sind aber alle Errungenschaften der neuesten Zeit auf dem Gebiete des Wohnbaues zur Anwendung gelangt. Durch die gelungene Schilderung dieses Ganzen sowohl nach der ästhetischen wie praktischen Seite aus der Feder des bekannten Fachmannes Professor Reuffurth ist der größeren Öffentlichkeit eine bedeutsame literarische Erscheinung geboten, die allgemeines Interesse erregt. Die Ausstattung des Buches darf als vorzüglich bezeichnet werden.







WYDZIAŁY POLITECHNICZNE KRAKÓW

BIBLIOTEKA GŁÓWNA



L. inw.

7857

Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000299528